

Unser Postfachkonto lautet: Berlin 63 326. „Licht im Osten“, Missionsbund für Ausbreitung des Evangeliums unter den Völkern des Ostens E. V., Wernigerode.

Dein Reich komme!

Monatshefte, herausgegeben von „Licht im Osten“, Missionsbund zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Völkern des Ostens

Schriftleitung: J. Kroeger

Bezugspreise: Für das Inland: 4. — M. (à 40 Pfg.); U. S. A. und Canada: 1 Dollar; Schweden, Norwegen und Dänemark: 4 Schwed. Kronen; Schweiz und Frankreich: 5 Schweizer Franken; Holland: 2 1/2 Gulden; England: 4 Schilling.

Nr. 10 · 1931

Oktober

12. Jahrgang



Inhalt:

1. Was willst du von uns, Sohn Gottes?	Seite 311
2. Auf Evangeliumspfaden durch Polen	„ 325
3. Stimmen aus dem Osten	„ 334
4. Zweimal totesagt und doch noch am Leben!	„ 335
5. Von Menschen, die ihr Glück in der Flucht aus dieser Welt suchten	„ 337
6. Was können wir für Rußland tun?	„ 341

Copyright by Missionsbund „Licht im Osten“, Wernigerode a. Harz.
Alle Rechte vorbehalten.

Missionsbund „Licht im Osten“ (Ostmission)
Wernigerode a. Harz

Einladung

zur Glaubens- und Missionskonferenz

vom 18. bis 22. November 1931 in Gießen

Generalthema:

„Früchte des Geistes auf dem Boden unserer Glaubensgemeinschaft mit Christus“. Text: Phil. 4, 1 und folgende.

Mittwoch, den 18. November, 8 Uhr abends: Begrüßungs- und Eröffnungsansprachen.

1. Tag. Donnerstag, den 19. Nov.

Erste Geistesfrucht: Gerechtigkeit in dem Herrn. Kap. 4, 1—4.

vorm. 1/2 11 Uhr: Gebetsstunde.

vorm. 11 Uhr: 1. Vortrag: Im Wirken der Gnade.

anschließend : 2. Vortrag: Im Kampf des Lebens.

nachmitt. 3 Uhr: 3. Vortrag: In der Erwartung des Gottesreiches.

abends 8 Uhr: Freier Evangelisationsvortrag.

2. Tag. Freitag, den 20. Nov.

Zweite Geistesfrucht: Freude im Herrn. Kap. 4, 5—8.

vorm. 1/2 11 Uhr: Gebetsstunde.

vorm. 11 Uhr: 1. Vortrag: In den Leiden der Zeit.

anschließend : 2. Vortrag: Trotz der Schwachheit im Dienst.

nachmitt. 3 Uhr: 3. Vortrag: Trotz aller Entmutigungen im Reiche Gottes.

abends 8 Uhr: Freier Evangelisationsvortrag.

3. Tag. Sonnabend, den 21. Nov.

Dritte Geistesfrucht: Friede im Herrn. Kap. 4, 7—8.

vorm. 1/2 11 Uhr: Gebetsstunde.

vorm. 11 Uhr: 1. Vortrag: Als das Geheimnis unseres Ruhens in Gott.

anschließend : 2. Vortrag: Als Zeugnis mitten in der Unruhe der Welt.

nachmitt. 3 Uhr: 3. Vortrag: Als Kraft im Dienst unter Brüdern.

abends 8 Uhr: Lichtbildervortrag „Was geht in Rußland vor?“

4. Tag. Sonntag, den 22. Nov.

Vierte Geistesfrucht: Frucht in dem Herrn.

vorm. 1/2 11 Uhr: Gebetsstunde.

vorm. 11 Uhr: 1. Vortrag: Als gegenseitiger Dienst der Heiligen.

anschließend : 2. Vortrag: Als prophetische Mission in der Welt.

nachmitt. 3 Uhr: 3. Vortrag: Als ungeteiltes Opfer an die großen Reichsgottesgaben der Gegenwart.

abends 8 Uhr: Schlußansprache.

Als Redner haben bisher ihren Dienst zugesagt: Pastor Birnbaum-Hamburg, Pfr. Christlieb-Heidelberg, Missionsinspektor Pastor Jack-Wernigerode, Pfr. Kübler-Bielefeld, Prinzessin Lieven aus Rußland, Reichsjugendwart Eißler-Kassel, Professor Olpp-Übungen, Pfr. Wächter-Frankfurt.

Alle Anmeldungen und Anfragen bezüglich der Konferenz sind zu richten an Prof. Th. Scharb, Gießen, Plochstr. 4

Missionsbund „Licht im Osten“

„Was willst Du von uns, Sohn Gottes?“

Von Missions-Direktor Jakob Kroeber.

„Als Jesus an das jenseitige Ufer ins Gadarenergebiet gekommen war, liefen Ihm zwei (von Dämonen) Besessene entgegen. Kamen sie aus (ihren) Grabhöhlen heraus, so waren sie so gefährlich, daß niemand dort vorbeiziehen konnte. Nun schrien sie plötzlich auf: Was willst Du von uns, Sohn Gottes? Bist Du (etwa) hierher gekommen, uns vor der Zeit zu quälen? In einiger Entfernung von ihnen war aber eine große Schweineherde auf der Weide. Es baten Ihn nun die Dämonen: Falls Du uns austreibst, so laß uns in die Schweineherde fahren. Fahrt hinein! — entgegnete Er ihnen. Da fuhren sie aus und fuhren in die Schweine. Als bald stürmte die ganze Herde den Abhang hinab in den See und ging im Wasser zugrunde. Nun flüchteten die Hirten in die Stadt hinein und meldeten alles. Auch den Vorgang mit den Besessenen (erzählten sie). Da zog die ganze Stadt zu Jesus hinaus. Als sie Ihn sahen, baten sie Ihn, Er möchte ihr Gebiet verlassen.“ Matth. 8, 28—34.

Wäre diese Begebenheit nur ein einmalig geschehenes Erlebnis geblieben, dann wäre sie uns heute keine Botschaft von Jesus. Insofern wir der Erzählung Glauben schenken, wäre sie zwar fähig, in uns eine Bewunderung Jesu in seiner Knechtsgestalt zu wecken. Aber ein Evangelium innerhalb der steigenden Not unserer Zeit wäre uns heute das einstige Jesuserlebnis der Dämonischen im Gebiete von Gadara nicht mehr.

Nur insofern der Christus von heute uns in die selbe Gottes Herrschaft hineinzuziehen vermag, die Jesus in der Knechtsgestalt seines großen Gestern zu offenbaren vermochte, ist sein Wirken von Gestern uns auch ein Evangelium für Heute. Erst wenn uns die Wirklichkeit in dem Leben Jesu auch Wirklichkeiten unseres gegenwärtigen Christus sind, unser innerliches Geistesauge sie sieht, unser Glaube sie erlebt, unser Leben in ihrem Wirken steht und unser Dienst von ihnen zeugt, leben wir nicht nur in Christus begriffen und in Christusvorstellungen, sondern im Christuswirken. Im Geiste ist Er uns alsdann gegenwärtig, und es trennt uns von Ihm nicht eine Geschichte von zweitausend Jahren. Die Jesusbotschaft von Gestern sieht sich gerechtfertigt durch die Christusoffenbarung von Heute.

Wem sich das erschloß, dem gehört ein Wort des Hebräerbrieves mit zum schönsten innerhalb der gegenwärtigen Christusbotschaft: „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“¹⁾.

¹⁾ Hebr. 13, 8.

Dem ist

das Jesuserlebnis der Dämonischen,

das sich damals als Einzelerlebnis vollzog, im Laufe von bald zwanzig Jahrhunderten immer wieder Geschichte, d. h. gegenwärtige Wirklichkeit geworden. Wagen wir einmal in diesem Lichte den Bericht zu lesen und zwar wie er zu uns spricht:

von den Besessenen und deren Jesusbegegnung,
von den Hirten und deren Mitteilung,
von der Stadt und deren Entscheidung.

1. Die Besessenen und deren Jesusbegegnung. „Als Jesus an das jenseitige Ufer ins Gadarenergebiet gekommen war, liefen Ihm zwei von Dämonen Besessene entgegen.“ Der Wissenschaft und Kritik sind die Dämonenaustreibungen durch Jesus immer ein besonderer Anstoß des Argernisses gewesen. Man hat darauf hingewiesen, daß das Weltbild im Zeitalter Jesu ein ganz anderes gewesen sei als das unsere. Da man in seinen medizinischen und psychiatrischen Kenntnissen damals noch nicht das ganze Gebiet der menschlichen Leiden beherrscht habe, so seien alle Krankheiten mit unheimlichen Erscheinungen als Besessenheit erklärt worden. Diese Besessenheit sei nichts anderes als eine Art von schwerer Hysterie oder Epilepsie oder Lobsucht oder geistiger Umnachtung gewesen.

„Mit diesen Krankheiten hätten sich, dem Gesichtskreis der Kranken entsprechend, suggestive Wahnvorstellungen vom Besessensein verbunden. Auch die Heilung der Besessenheit durch Jesus sei auf rein natürlichem Wege durch Suggestionseinwirkungen erfolgt, die in der religiösen Bewegung des Urchristentums einen günstigen Boden gefunden.“

Sodann sagt uns weiter die Wissenschaft, daß es auch im Judentum und Heidentum zahlreiche, verwandte Dämonenaustreibungen gegeben hat. Vergleicht man aber die Zauberformeln der heidnischen Exorzisten oder aber die Art, wie der Jude Eleazar die Heilung eines Besessenen mit Ring und salomonischer Wurzel in der Gegenwart des Kaisers Vespasian vornahm, — wie ganz anderer Art war da doch das Handeln Jesu, wenn Er aus der Wirklichkeit des Waters heraus Menschen aus ihrem Zustand des Besessenseins erlöste!

Uns handelt es sich hier aber nicht um eine Auseinandersetzung mit Kritik und Wissenschaft. Wir halten an dem schlichten Weltbild der Bibel fest. Wir glauben: nicht nur das Göttliche in seiner Heils-Offenbarung, sondern auch das Dämonische vermag auf den Menschen einen Einfluß auszuüben, sobald sich der Mensch in seinem Geiste einer solchen Geistesmacht preisgibt. Auch liegt uns der Versuch fern, alles Geheimnisvolle, das mit dem Zustand eines Besessenseins verbunden sein kann, erklären zu wollen. Wir wollen jedoch den gewaltigen Ernst auf uns wirken lassen, der aus solch einem schlichten Bericht auch zu uns spricht.

Dabei handelt es sich uns nicht um eine fromme Betrachtungsweise längst vergangener Zeiten. Es handelt sich uns um viel Gewaltigeres. Wir wollen unsere Zeit sehen in ihrem ganzen Ernst und ihrem Dämonismus. Und wir wollen Christus sehen in seiner übergeschichtlichen Wirklichkeit und zwar als den Herrn aller Dinge. Bringen wir den Mut nicht auf, unsere Zeit in ihrem wahren Zustand zu sehen, und werden wir nicht neu begnadet, in Geistesvollmacht von der Wirklichkeit Gottes und unseres Christus aus der Welt von heute zu dienen, dann haben wir das schöpferische Wort für unsere Zeit verloren.

Nach unserem schlichten Matthäusbericht handelte es sich bei den beiden Besessenen um einen völlig anormalen Geisteszustand. Sie sahen sich beherrscht von einem fremden Geist, befundeten eine rätselhafte Vorliebe für das Schattenhafte und bildeten eine stete Gefahr für den Nächsten. Und nach den beiden anderen Evangelien, nämlich Markus und Lukas, waren sie sich selbst eine Qual und konnten durch keine menschliche Macht von ihrem Jammer erlöst werden. Ihrem Zustand stand die damalige Welt völlig ohnmächtig gegenüber. Wahrlich ein erschütterndes Bild!

Ist aber das Antlitz so vieler Erscheinungen im Bilde der Gegenwartsgeschichte weniger erschütternd? Die Besessenen waren nicht sie selbst. Sie waren nur das unglückliche Opfer einer ihnen fremden Macht. Durch diese waren sie trunken gemacht von sich selbst und von Ideen und Wahnvorstellungen, die in ihren Auswirkungen eine Qual für sie selbst und eine Gefahr für alles normale Leben ihrer Umgebung bedeutete.

Bleiben wir jedoch einmal vor dem Leben und der Geschichte einzelner Menschen von heute stehen. Ihr Leben hat ein Antlitz gewonnen, das uns völlig fremd geworden ist. Irgend eine Idee, eine Leidenschaft, ein Ziel, eine Sünde hat sie trunken gemacht und in ihren Bann gezogen. Obgleich sie gelegentlich erkennen, wie es sie knechtet und erniedrigt, sie dem Leben entfremdet und entzieht, sie sind nicht mehr Herr ihrer selbst. Sie sehen sich von einer Macht beherrscht, die stärker ist als sie. Sehen sie sich auch gelegentlich vor Abgründe gestellt, vor denen sie schauern, sie sind nur noch Knechte eines andern. Wer ist dieser andere? Wie heißt sein Name? Jesus ist es nicht!

Oder denken wir an das Antlitz unserer gegenwärtigen Geschichte. Von welch einer Kriegspsynchose sah eines Tages die Welt sich gepackt! Freunde von gestern standen sich plötzlich wie reißende Bestien gegenüber. Völker, die in friedlichem Wirtschaftsverkehr gestanden, schufen sich gegenseitig eine wirtschaftliche Hölle. Gelehrte, die mit ihren Forschungen der Menschheit dienten, dienten eines Tages mit ihrer Wissenschaft nur noch den Waffen, durch welche andere Völker gefnechtet werden sollten.

Und als sich die Völker in ihrer gegenseitigen Bekämpfung erschöpft hatten, begannen die Revolutionen innerhalb des einzel-

nen Volkes. Men voran Rußland. Es gibt kein Herz, das den Jammer fassen könnte, den in Rußland ein Bruder dem anderen Bruder bereitet hat. Die russische Erde ist von Blut durchtränkt. Nicht vom Blut der Feinde oder der Fremden, sondern von dem Blut des eigenen Volkes. Es schreitet ein Geist über die Nation, und seine Tritte hinterlassen Grauen und Tod.

Gewiß trägt unser Volk noch nicht solch ein verzerrtes Antlitz wie Rußland, in dem man vergeblich die Züge des Menschen sucht. Aber wie fremd sind auch wir uns einander geworden. Wie sehen sich die politischen Parteirichtungen berechtigt, Leidenschaften zu wecken, denen das Ziel höher steht, als das Wohl des Nächsten. Welche Sprache wird geführt, mit welchen Waffen wird gedroht, welche Werte werden geopfert, welche Gemeinschaft wird zertreten, wenn es gilt, die Überzeugung und das Wollen anderer zu brechen.

Wie wenig verstehen sich heute Unternehmer und Arbeiter, deren Wohl und Zukunft doch auf beiden Seiten von einer friedlichen Zusammenarbeit abhängen. Welch ein Wirtschaftskampf geht heute durch die Welt, weil ein Geist über die Völker und deren Kultur und Wirtschaft gegangen, der sich stärker erwiesen hat als die so hoch gepriesene Souveränität der einzelnen Völker. Eine Höherachtung des andern als sich selbst zu gegenseitigem Dienst verleugnen die Völker. Das verlangt ihr Prestige. Aber gemeinsam beugen sie sich einem Geiste, der ihnen den Frieden raubt, ihre Kultur zertreibt, ihre Völker verarmen läßt, den Ertrag der Erde vernichten heißt, um Preise zu stützen, der durch die Maschinen Millionen die Arbeit nimmt und damit brotlos und heimatlos macht und unzählige Dinge mehr.

Welch ein Geist ist das, dem die Maschine wertvoller ist als der Mensch, dem der Gewinn höher steht als der Bruder, dem die Börse dient, um ganze Völker zu verschachern, dem die Machtentfaltung Selbstzweck wird, wenn darob die Welt auch zugrunde geht? Wie heißt sein Name? Nach dem Lukasevangelium erhielt Jesus auf diese Frage die Antwort: „Legion! Denn es waren viele Teufel in den Menschen gefahren“¹⁾. Ja, wie heißen alle Grabesdämonen der Gegenwart, die in unser Volk und in die Völker gefahren sind? Monismus, Okkultismus, Spiritismus? Nationalismus? Marxismus? Materialismus? Bolschewismus? Oder unendlich mehr? Ich weiß es nicht! Ich weiß nur: Der Geist Jesu Christi ist es nicht!

Von den Dämonischen in den Tagen Jesu wird uns berichtet, daß sie eine Vorliebe für das Schattenhafte hatten. Sie waren Kinder der Nacht und des Todes. „Ramen sie aus ihren Grabhöhlen heraus, so waren sie so gefährlich, daß niemand daselbst vorbeiziehen konnte.“ Welch ein Zerrbild eines Menschen! Das Grabesdunkel und der Modergeruch sind ihnen weit mehr Wurzelgebiet und Heimat, als

¹⁾ Luk. 8, 30. Marc. und Luk. berichten nur von einem Besessenen.

das Licht des Tages und das frischflutende Leben ihres Volkes. Menschen der Nacht!

Die schwersten Verhöre vor den Tschekisten haben heute in Sowjetrußland Schuldige und Unschuldige in der Nacht zu bestehen. Bis neun Nächte hindurch werden die Opfer solch einer seelischen Folter unterzogen, bis deren Zusammenbruch in der Regel so vollständig ist, daß die Unglücklichen nicht mehr wissen, was sie von den in sie gestellten Forderungen zugeben und was nicht. Rasputin, diese rätselhafte Erscheinung von Engel und Teufel am letzten Zarenhofe, feierte seine wütesten Orgien bis zur Morgenröte. Als „die größte Sehenswürdigkeit Hamburgs“ wird von der Hanjapresse „das Hamburger Nachtleben“ annonciert. Die Brutstätte alles Unheimlichen bis zu den Revolutions- oder Reaktionsplänen liegt hinter verschlossenen Türen. Wie mächtig schrie nach dem Zusammenbruch des Weltkrieges die ganze Welt nach der Beseitigung aller Geheimdiplomatie! Es war der Aufschrei einer gefolterten Menschheit durch die berücktigten verschlossenen Türen der Vergangenheit. Die spontane Sehnsucht nach innerlicher Wahrhaftigkeit verlangte nach einer berechtigten Offenheit auch im Verkehr von Volk zu Volk.

Welch' dunkle Fluten von Ideologien, Schmutz, Verleumdungen, Ränken, Racheplänen ergossen sich nicht von den verschlossenen Türen aus über einzelne und ganze Völker. Wie waren diese Fluten gelegentlich so stark, daß sie das ganze Volksleben mit in ihre verunreinigende und zersetzende Macht hineinzuziehen drohten. Welch eine — nicht etwa nur der Kirche, sondern des Menschen — unwürdige Sprache wurde gelegentlich während des Krieges nicht nur auf der Straße, sondern bis hinauf zu den Kanzeln aller beteiligten Völker gesprochen. Wie wurde die Kreuzesehtik vielfach durch die niedrigste Kriegsethik ersetzt und gesegnet. Christus erlebte von Seiten der Menschheit im letzten Weltkriege eine Kreuzigung wie nie zuvor in der Geschichte!

Wahrlich, Geist von Seinem Geiste, der gekommen ist, nicht der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erretten, ist das nicht. Man nenne solche Erscheinungen und Notwendigkeiten, wie immer man wolle. Man suche sie völkisch zu rechtfertigen und biblisch zu begründen. Ich suche in ihnen vergeblich nach dem Christus Gottes und dem Heiland der Völkerwelt! Von hier aus fließt kein Licht in die Nacht der Menschheit, und keine Erlösung in die gegenwärtige Knechtung der Völker und kein Friede in die Hast und Unruhe der Zeit.

Arme Welt, müßte von hier aus die Morgenröte Deiner Erlösung und Zukunft kommen! Was Dir fehlt, ist eine unerwartete Begegnung mit Jesus, wie einst die Dämonischen sie mit dem Propheten von Nazareth hatten. Jesus in seiner Sendung fürchtet die Begegnung mit den Dämonischen nicht. Er ist ihrem Geiste nicht verwandt, darum ist Er ihres Geistes Herr! Als Sohn ist Er der Herr aller Dinge und zwar in der ganzen Schöpfung seines Vaters. Ihm leben Lebendige und Tote, Heilige

und Gottlose, Engel und Dämonen. An Ihm finden alle ihre Grenze: ihre Auferstehung oder ihre Flucht!

Je schärfer der Kampf gegen Jesus einsetzt, desto klarer wird es, daß man seiner nicht Herr wird. Mit Überwundenen ringt man nicht. Daß der von uns immer wieder Gefreuzigte lebt, beweisen unsere Auseinandersetzungen mit dem Gefreuzigten. Nie in der Geschichte hat man sich mit Ihm so bewußt mit allen geistigen und brutalen Mitteln auseinandergesetzt, wie heute. Der dämonische Kampf in der Sowjetunion wider Gott und dessen Gesalbten beweist, wie wenig man sich von Gott und dessen Christus losgelassen sieht. Wenn der Atheismus auch glaubt, mit Gott fertig zu sein, das besagt noch nicht, daß Gott auch mit ihm fertig sei. Er kann in seiner Souveränität und Barmherzigkeit mit solcher Urgewalt und so unerwartet plötzlich in dessen Leben treten, daß ihm nur noch die Rettung durch Gott oder die weitere Flucht vor Gott übrig bleibt.

Denn allem Dämonischen wird Jesus in seiner Gegenwart zur Qual. „Nun schrien sie plötzlich auf: Was willst Du von uns, Sohn Gottes? Bist Du etwa hergekommen, uns vor der Zeit zu quälen?“ Auf Grund der religiösen Anschauung der Zeit stand den Dämonen fest, daß mit dem Anbruch des Endgerichts ihnen die Qual drohe. Zunächst hatten sie jedoch Ruhe gefunden in jenen beiden unglücklichen Opfern, die sich ihnen erschlossen hatten. Diese zwei geknechteten Menschen bildeten nun ihre Welt. Durch sie lebten sie weiter aus, was sie als Geister in ihrem innersten Wesen waren.

Die Welt Gottes, wie sie den Dämonischen in Jesus gegenwärtig wurde, stellte sie jedoch vor eine unerbittliche Entscheidung. Entweder traten sie ein in das Gottesreich, das mit Jesus angebrochen war, oder sie mußten auf Mittel und Wege sinnen, um sich seiner Gegenwart entziehen zu können. Ihre Opfer konnten sie jedoch nicht weiter festhalten. Die beiden Menschen waren Gottes. Und mit dem Erscheinen des Sohnes in deren Leben erhob Gott Anspruch auf sie als auf sein Eigentum. Gott läßt den Menschen nicht dauernd dem ägyptischen Sklavenhause und dem weltlichen Träbertrog! Er wartet auf den verlorenen Sohn, damit er heimfinde, und auf Grund der Vergebung Tischgemeinschaft mit Ihm habe. Jesu Gegenwart sollte den Unglücklichen zu solch einem Wege zurück zum Vaterhause werden.

Es ist mithin etwas ganz Eigenartiges um die Gegenwart und die Welt Jesu! In ihr muß selbst die Finsternis ans Licht kommen. Vor Ihm gibt es kein Entfliehen. Wäre der Welt das möglich gewesen, dann wäre Jesus innerhalb der Geschichte längst tot. Er wäre tot, wie die Cäsaren der alten Welt uns tot sind. Ob nun Dämonen, Menschen oder Geistesströmungen: sie erscheinen bis heute in Jesu Gegenwart alle, was sie bis dahin in ihrem Wesen waren und

was sie in Zukunft sein wollen. In Jesu Gegenwart wird das Leben entweder zur Flucht oder zur Hingabe, zur Verleugnung oder zur Anbetung!

In der Umgebung Jesu schwindet mithin jede angenommene Neutralität der in Ihm erschienenen Offenbarung Gottes gegenüber. Das war nicht etwa nur in den Tagen seiner Knechtsgestalt so. Es bleibt das Geheimnisvolle seiner Gegenwart auch heute. Gesellschaften, Hochzeiten, öffentliche Veranstaltungen, denen die Welt Jesu innerlich fremd ist, leiden wie unter einer Qual, so lange Jesus in einzelnen seiner Jünger oder Jüngerinnen unter ihnen gegenwärtig ist. Erst wenn diese sich wieder zurückgezogen haben, gewinnen sie ihr eigentliches Angesicht und ihre wahre Stimmung wieder.

Jesu! Wahrlich, Du bist einmal in die Geschichte getreten, und die Geschichte wird Dich nicht wieder los! Die Menschen bestreiten zwar, daß Du der Sohn bist. Sie möchten Dich in ihre Ohnmacht und in ihre Welt hinabziehen, um sich deiner entledigen zu können. Mit Cäsaren und Thronen, mit Priestern und Altären, mit Religionen und Kultus, die ihnen zur Qual wurden, sind sie fertig geworden. Sie werden aber mit Dir nicht fertig. Wer bist Du eigentlich? Selbst Ratgeber und Kanzeln können heute uns vielfach keine Antwort mehr geben. Und nennen sie Dich, dann bist es nicht Du. Können aber uns unsere Schriftgelehrten heute nicht sagen, wer Du bist, so laß die Welt es durch den Mund aller Dämonischen hören: „Was willst Du von uns, Sohn Gottes!“

Sie sehen sich von Dir erfaßt. Sie verspüren etwas von der Qual Deiner Gegenwart, von dem Gericht Deiner Wahrheit, von der Hoheit Deiner Person, von der Souveränität Deiner Gottesmacht. Das beweist ihr Kampf gegen Dich. Sie fühlen, daß Du etwas von ihnen verlangst, das sie bisher als ihr Eigenes beherrschten. Nun ahnen sie, daß sie es nicht festhalten können. Deine Gegenwart erlöst, was Gottes ist, bringt zurück, was verloren war. Kann Deine Kirche uns nicht mehr nennen, wer Du bist, laß es durch den atheistischen Bolschewismus Rußlands, laß es durch die wahnsinnigen Bruderkämpfe der Revolutionen, laß es durch die unverantwortlichen Völkerverheerungen des Nationalismus, laß es durch die selbstverschuldete Verelendung der Weltwirtschaft mit nie gehörter Klarheit und Wucht den Völkern sagen: „Du bist nicht der Threl!“ Du mit Deinem Friedensreich, Du mit Deiner Vergebungsbotschaft, Du mit Deiner Lammesgestalt, Du mit Deiner Kreuzesethik — nein und tausendmal nein: Du bist nicht der Threl! Du paßt ihnen nicht, Du verdirbst ihnen das Spiel, Du verelendest ihnen den Kampf, Du zerstörst ihnen die Knechtschaft, Du raubst ihnen die Waffen, Du verdammt ihnen ihre Laster, Du öffnest ihre Geheimarchive, Du enthüllst alles Dämonische, — daher fragt man Dich so voller Unruhe und in solcher Kampfesstimmung: „Was willst Du von uns, Sohn Gottes?“

Ja, Jesus, Du willst viel: Du willst den Menschen, und mag darob eine ganze Schweineherde zu Grunde gehen!

2. Die Hirten und deren Mitteilung. „Nun flüchteten die Hirten in die Stadt hinein und meldeten alles.“ Gewiß war es zunächst der Verlust, den sie der Stadt zu melden hatten. Mit dem Gesundwerden zweier Menschen hatte sich ein schwerer Besitzverlust für die Stadt verbunden.

Gottes Herrschaft kann zu ganz unübersehbaren Konsequenzen führen! Fast fürchte ich, wir wehren uns zunächst alle vor diesen Konsequenzen. Um Menschen zu retten, gibt Er, wenn es sein muß, auch eine ganze Schweineherde preis. Denn als die Dämonen ihn gebeten hatten, falls Er sie austreibe, möchte Er ihnen doch erlauben, in die Säue zu fahren, hatte Er in aller Ruhe gesprochen: „Fahret hin!“

Auch das ist nicht etwa nur ein einmaliges, kleines geschichtliches Ereignis im einstigen Gebiet der Gadarener geblieben. Welche alten Werte einer griechischen, römischen und jüdischen Welt gingen unerbittlich zu Grunde, als Christus mit seiner Gegenwart und seinem Evangelium in diese alte Kulturwelt trat. Ihm war der Mensch, den Er sich durch die Reformation erlösen konnte, unendlich wertvoller, als der Untergang eines mittelalterlichen Zeitalters mit all seiner großen Vergangenheit.

Was fragt Er danach, wenn heute auch alle Rüstungsindustrien zu Grunde gehen, wenn Er sich Menschen erlösen kann, die beginnen, sich als Brüder zu finden und als Brüder zu dienen. Was fragt Er danach, wenn heute unsere Weltwirtschaft aus einer Krise in die andere taumelt, wenn Er den Menschen von seiner Mammonsherrschaft befreien und für ein Leben erlösen will, wo uns der Nächste höher steht als der Dollar. Was fragt Er danach, wenn unsere so konfessionell gefärbten und verdogmatisierten Heiligtümer und Vereinshäuser zusammenbrechen, wenn Er uns von allem: „Sie ist Christus und da ist Christus!“ endlich frei machen und uns zu einer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit führen will!

Alles ist sehr bald zu ersetzen. Aber nicht der Mensch in der Gewalt der Dämonen. Er bleibt für Gott, die Menschheit und die Zukunft verloren, so lange er von Dämonen beherrscht wird und in Grabhöhlen sein Dasein fristet. Ihn gilt es zu erlösen. Jesus kennt keine Abwehrstellung diesen Unglücklichen und deren Kampfeswillen gegenüber. Kommt Er zu ihnen, dann trägt Er in ihre Welt die Welt Gottes und zwingt das Dämonische zur Flucht und zum Untergang.

Es wird heute viel gesonnen und auch geschrieben über eine wirksame Abwehrstellung gegen Monisten- und Gott-

losenverbände, gegen atheistischen Bolschewismus und staatsfeindlichen Kommunismus und noch gegen manche anderen Unheilsercheinungen innerhalb unseres Volkstörpers. Werden wir in solcher Stellung siegen? In der Abwehrstellung allem Dämonischen gegenüber bewegten sich die Menschen auch im Zeitalter Jesu, ohne sich wirklich schützen zu können. Die Besessenen blieben ein Schrecken für ihre Umwelt. Defensivstellung führte die Kirche Christi noch immer zu einem Belagerungszustand von Seiten ihrer Feinde. In diesem Zustande sah sie sich in ihrer Bewegungsfreiheit vom Feinde bestimmt. Er zog ihr die Grenzen ihrer Freiheit. Jesus kennt keine Defensivstellung. Er kennt zwar auch keine Propaganda. Wenn Er kommt, bringt Er entweder Erlösung oder Gericht. Wir will daher scheinen, daß auch wir all diese dämonischen Erscheinungen der Gegenwart und zwar hin bis zum atheistischen Bolschewismus nicht mehr loswerden, bis wir ihnen von der Christuswirklichkeit aus werden Erlösung oder Gericht bringen können.

Täusche ich mich über den Dienst der Kirche Christi nicht, dann wird er in Zukunft unendlich größer und verantwortlicher sein, als er in den vergangenen Jahrzehnten oder auch Jahrhunderten gewesen ist. Steht sie auch zunächst der gärenden Arbeitermasse, den künstlich gepflegten Völkerverfeindungen, dem knechtenden Weltkapitalismus, den atheistischen Diesseits Hoffnungen völlig ohnmächtig gegenüber, so doch nicht Christus in Seiner Reichsgotteswirklichkeit. Er läßt seine Kirche innerhalb dieser babylonischen Gefangenschaft leiden und zu einem Propheten werden, bis sie von Ihm aus wieder eine erlösende Botschaft der Welt wird zu bringen haben. Denn auch die Massen, die in ihren dämonischen Energien zunächst Unheil und Verderben in unsere Umgebung tragen, bleiben dem Vater der Barmherzigkeit Söhne. Sie haben zwar Ihn verloren. Er hat aber nicht sie verloren. Er wartet auf ihre Heimkehr und zwar durch den Dienst derer, die Er ihnen aus seiner Gotteswirklichkeit wird senden können.

In diesem kommenden Dienst aus der Wirklichkeit Gottes heraus wird es sich weniger um die Rettung unserer Kirchen und Vereinshäuser, unserer Katechismen und Aemter, handeln. Es geht um Höheres: es geht um die Rettung von Menschen! Und zwar von Menschen, die heute eine Gefahr für die Menschheit sind. Für sie muß die Kirche Christi eine Botschaft gewinnen, durch welche wirklich eine innerliche und soziale Erlösung in deren Gegenwartszustand hineingetragen wird.

Das ist aber mehr als Abwehr, — das ist Dienst am Nächsten von der Wirklichkeit Gottes aus! So ein Dienst mag Opfer fordern. Was bedeuten aber alle Opfer, und mag es auch der Besitz einer ganzen Herde sein, nach dem wir Golgatha gesehen, und sobald es gilt, das Sterbende ins Leben zu füh-

ren. Das heißt Menschen von Dämonen zu befreien und ihnen den Weg aus Grabeshöhlen zurück in die Familie und in das Volksleben zu bereiten. Wir sehen uns als Kirche Christi mithin durch die Not und das Gericht der Zeit vor ganz neue Entscheidungen gestellt. Sind wir nicht fähig, durch Gnade freiwillig uns selbst zu opfern, damit unsere Brüder gewonnen werden, dann haben wir das Erstgeburtsrecht unserer himmlischen Berufung und die Erwählung zum gegenwärtigen Prophetendienst verloren. Dann muß eines Tages durch Gericht auch bei uns eingeholt werden, was die Gnade als Frucht durch uns wirken wollte. **Wahrlich, es ist eine Stunde ganz großer Entscheidung, in die wir uns gestellt sehen!** Möchte die Gnade, die uns als Kirche Christi bisher zuteil werden konnte, größer sein als die Entscheidung, damit wir in ihr die Kraft gewinnen, auch heute wieder mit dem Propheten zu sprechen: „Hier bin ich, sende auch mich!“

Lange nicht immer war es im Leben und Dienst Jesu der Fall gewesen, daß mit der Erlösung, die seine Gegenwart brachte, auch ein so schwerer Verlust an irdischen Werten verbunden war. Gewiß verlangte Er in einem Fall wie dem des reichen Jünglings: „Gehe hin und verkaufe alles!“ Gewiß wurde das erlogene Vermögen eines Zachäus vielleicht um 50 Prozent und mehr geringer, als Jesus in sein Haus trat.

An sich war Jesus aber niemals ein Feind des Besitzes, wenn Er auch als Menschensohn nicht hatte, wo Er sein Haupt hinlegen konnte. Er ruhte gerne in Bethanien bei einer Maria und Martha und deren Bruder Lazarus, die dort offenbar ein schönes Heim hatten. Er mied auch nicht die Synagoge, so wenig Er auch von da aus für die Zukunft das Heil der Welt erwartete. Wenn Er sie betrat, ließ er sich eine Prophetenrolle geben und las dem Volke etwas von dem vor, was einst die großen Gottesmänner der Vergangenheit geschaut und ersehnt hatten. Er bekämpfte auch nicht den Römischen Staat, so wenig sich dieser auch mit der Gotesherrschaft deckte, die Er zu bringen hatte. Er ließ die Steuer zahlen, wenn sie zunächst auch von Petrus durch ein Wunder herbeigeschafft werden mußte. Auch war Er kein Feind des Gesetzes, sooft Er auch den Sabbat brach, sobald es galt, am Nächsten Barmherzigkeit zu üben. Er war gekommen, das Gesetz seinem wahren Geiste nach zu erfüllen und es in die Erlösung hineinzuziehen, die Er zu bringen hatte.

Wenn also in Gadara die Schweineherde sich ins Meer stürzte und ertrank, so war das für Jesus nicht etwa eine Freude über den Untergang von einem Stück dieser Welt. Er hat an sich kein Interesse oder sogar Freude an Wertvernichtung und Weltuntergang! Wie konnte Er priesterlich weinen, wenn Er den kommenden Untergang des Heiligtums zu Jerusalem sah. War doch von da aus als von einer geistigen Institution und einer frommen Orthodoxie so unendlich viel geistige Bindung, un-

heiliger Fanatismus und skrupellose Feindschaft in das anbetende Volk bis in die fernsten Synagogengemeinden getragen worden.

Also nicht um die Frage einer prinzipiellen Verneinung des Besitzes, des Staates, der Heiligtümer und anderer Kulturwerte handelt es sich, wenn in Gadara sich eine Herde ins Meer stürzte, als Jesu Gegenwart Menschen von Dämonen erlöste. Aber in dieser Begebenheit tritt uns die ganz große Wahrheit entgegen, daß **Gott und seinem Gesalbten der Mensch wertvoller ist als Besitz, Staat und Heiligtum.** Gilt es Söhne dem Vater wiederzugewinnen, die nicht mehr sie selbst, sondern Kinder dunkler Mächte und des Todes geworden sind, dann nimmt die Barmherzigkeit keine Rücksicht auf alles, was durch den Segen der Zukunft wieder ersetzt werden kann. Menschen zu Jesu Füßen zu bringen ist unendlich mehr wert als der Verlust einer Schweineherde, die augenblicklich darob zu Grunde geht.

Ja, es hat die große Stunde in der Menschheitsgeschichte geschlagen, in der uns wieder **der Wert der Menschenseele und unsere Ehrfurcht vor ihr** zum Bewußtsein kommen und zum höchsten Gebot der Stunde werden muß. Wenn nicht, dann müssen uns unser Besitz, unser Staat, unsere Heiligtümer und Kulturwerte zu jenem erschütternden Verhängnis werden, das wir **Weltgericht** nennen. Prof. D. Schweizer, dieser große Philanthrop, erzählt in seiner Selbstdarstellung ein Erlebnis aus der Zeit seiner Vorlesungen an der Universität Upsala, die er 1920 auf Einladung des verstorbenen Erzbischofs Nathan Söderblom dort halten durfte. „In Upsala fand ich zum ersten Mal ein Echo auf die Gedanken, die ich fünf Jahre mit mir herumgetragen hatte. In der letzten Vorlesung, in der ich die Grundgedanken der Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben entwickelte, war ich so bewegt, daß ich nur mit Mühe sprechen konnte.“

Wer solche prophetischen „Lasten“ kennt, der spürt in sich etwas von den Geburtswehen der Gegenwart um alter Gotteswahrheiten willen, die heute wieder zu einer erlösenden Botschaft der Menschheit werden wollen. Sie kommen, diese Wahrheiten, mit großer Wucht und legen sich auf die Seele derer, die bereit sind, ihnen einen Weg unter die Menschheit zu bahnen. Wann wirst Du, Kirche Christi, wieder sprechen mit Maria, der Größten unter allen Frauen: „**Siehe, ich bin des Herrn Magd!**“ Die Welt wartet wieder auf eine Botschaft, die aus der Wirklichkeit Gottes fließt und die daher in ihrer Erlösung größer ist als ein gegenwärtiger Untergang des Abendlandes. —

3. Die Stadt und deren Entscheidung. „Auch den Vorgang mit den Dämonischen erzählten sie. Da zog die ganze Stadt zu Jesus hinaus. Als sie Ihn sahen, bateten sie Ihn, Er möchte ihr Gebiet verlassen.“

Nicht nur den Verlust der Herde, sondern auch den Vorgang mit den Dämonischen erzählten die Hirten. Nun entstand eine Bewegung, die eine neue Welt in die Gegenwart Jesu brachte. So begab es sich, daß drei ganz verschiedene Welten sich auf Grund eines Ereignisses plötzlich begegneten. In den Beseffenen die Welt der Dämonen, in Jesus die Welt Gottes und in den Städtern die Welt des gewöhnlichen Lebens. Mit der Welt der Dämonen hatte Jesus sich bereits auseinandergesetzt. Die Begegnung mit den Beseffenen hatte zu deren Rettung geführt.

Wie wird das gewöhnliche, das gut bürgerliche Leben, das nichts mit dem Dämonischen zu tun hatte, sich zu dem stellen, der Gottes Herrschaft in das Leben zweier ihrer Volksgenossen getragen hatte? „Und als sie Ihn sahen, baten sie Ihn, Er möchte ihr Gebiet verlassen.“ Man würde diese Entscheidung, die sie trafen, verstehen, wenn die Hirten nur den Untergang ihrer Herde erzählt hätten. Aber auch den Vorgang mit den Dämonischen erzählten sie. Und als sie hinaus zu Jesus kamen, fanden sie die Beseffenen sitzend zu den Füßen ihres Retters.

Jesus hat einmal gesagt: „Also wird auch Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut.“ In der Reichsgotteswirklichkeit, ob droben oder hinieden, geht keine Freude über die, die im Vaterhause entsteht, wenn der Verlorene heimkommt und wieder auf Grund der Vergebung Tischgemeinschaft mit dem Vater hat.

Wie stellt sich aber das gewöhnliche Leben, das Dorf, die Stadt, das Reich, die Welt dazu, wenn durch Jesus Menschen von Dämonen frei als Brüder ihrem Volke zurückgegeben werden? „Als sie Ihn sahen, baten sie Ihn, Er möchte ihr Gebiet verlassen.“ Wahrlich, eine seltene Tragik, diese Entscheidung wider Jesus! Sie ist seitdem je und je zur Entscheidung der weitesten Schichten des Volkes und der Menschheit geworden. Man kreuzigte zwar Jesus nicht. In ihrem Leben aber war nicht Raum für einen Sohn, der die Gotteswirklichkeit in das Leben der Dämonischen trug und verlorene Söhne zurück ins Vaterhaus führte.

Ja, Jesus, Du bist auch heute so einsam wie damals, als Du in Knechtsgestalt die Herrschaft Gottes zum Heile der Menschheit offenbartest! Wir haben keinen Raum in unserem Leben für eine Heilandsmission, wie Du sie lebst, und Du sie bezeugst. Zwar haben auch wir gesehen, wie Propheten Dich erwarteten, Jünger Dich bezeugten, Apostel Dich dolmetschten und Dämonische Dich erlebten. In unserem Leben jedoch fehlt der Raum für Dich!

Um unser täglich Brot zu essen, pflügen wir im Schweiß unseres Angesichts den Acker und steigen hinab zu den Schätzen der Berge. Wir kommen hierbei aus ohne Dich! Uns genügt der Arbeiter, der uns dient, und die Maschine, die die Kraft unseres Geistes geworden ist, in der wir die Welt überwinden. Um uns Nahrung und Kleidung zu verschaffen, genügt uns unser Wein-

berg, den wir pflegen, unsere Herde, die wir hüten. Wir haben unsere Spinnereien, die uns die Wolle spinnen und unsere Webstühle, die uns die Stoffe zu Füßen legen. Zur Erledigung unserer Brot- und Kleiderfrage haben wir Dich, der Du als Prophet Dämonen austreibst, nicht nötig.

Auch unsere Erziehungs- und Schulfrage lösen wir ohne Dich. Du lebst zu sehr in einer Weltanschauung der Propheten, die uns fremd geworden ist. Du verbindest mit der Erziehung Ziele, die sich mit unserem Nationalbewußtsein nicht vereinigen lassen. Du deckst ewig unsere Blöße und Schuld auf, die wir uns längst vergeben haben, oder über die wir uns bewußt hinwegsetzen. Uns genügt ein Geschichtsunterricht, der unsere Sünden verschweigt und unsere Tugenden verherrlicht. Uns bedrücken Geschichtsklügen und Selbsttäuschungen nicht, denn sie führen zu einem Glauben, der nur noch an sich selbst glaubt. Und den Glauben an uns selbst haben wir nötiger als je.

Wir haben unsere Wissenschaft, die uns jede höhere Erleuchtung ersetzt. Unsere Philosophie lehrt uns die Dinge in ihrer Wirklichkeit sehen. Sie zeigt uns die natürlichen Gesetze und Kräfte in der Entwicklung des ganzen Weltgeschehens. Und wer von Dir, als dem großen Nazarener, etwas wissen will, dem sagt unsere Theologie, daß Du von einer Maria geboren bist, einen Joseph zum Vater hattest, unter dem Volke lehrtest und Wunder getan haben sollst, daß man Dich aber nicht begriff und aus orthodoxem Fanatismus heraus den Römern übergab, die Dich kreuzigen ließen.

Uns genügt, daß Dich einst die Zeit bewunderte und haßte. Um unser Wissen zu stillen und unsere Seele zu pflegen, kommen wir aus auch ohne Dich. Wir haben unsere Vorlesungen und wir dienen uns durch unsere Vorträge und wir pflegen auch unsern Kultus, so daß unser geistiges und religiöses Leben wirklich auskommt auch ohne Dich.

Aber noch weniger, Du großer Nazarener, können wir Dich mit Deinen Reichsgottesideen, mit Deinem Vergebungsevangeliem, mit Deinen Zukunftserwartungen brauchen in unserem Gesellschaftsleben, in unserem Kulturaufbau und in unserer Politik. Wir haben unsere Kommunalverwaltungen, wir haben unsere Polizei, wir haben unsere Parlamente, wir haben unsere Auslandsvertretungen, wir haben jetzt auch den Völkerbund. In all diese großen Institutionen, die unser Leben zusammenhalten und bestimmen, paßt Du, Jesus, mit Deiner Gesinnung und Deiner Vollmacht nicht hinein. Trotz all unserer Bewunderung für Dein einstiges Wollen, trennen uns von Dir zweitausend Jahre einer fortschreitenden Entwicklung. Zudem mußt Du ja an der Undurchführbarkeit Deines eigenen Wollens zusammenbrechen.

Was würde wohl aus unserem ganzen Leben und der damit verbundenen Kultur werden, wenn man trotz aller unserer Schwachheit versuchen wollte, sich auf den einzelnen Gebieten des Lebens auf Dich einzustellen. Dann müßte ja das Leben zum Got-

tesdienst werden. Wir brauchen doch aber sechs Arbeitstage und den siebenten für unsere Vergnügungen.

Dann würde ja unsere ganze Volksbildung und Gesellschaftsordnung eine Weihe erhalten und Ziele erstreben, die uns in dauernde Kämpfe verwickeln mit uns selbst, mit unseren naturhaften Neigungen, unseren Leidenschaften und unserem Selbstbewußtsein. Was sollen wir anfangen mit Deiner Ethik, die uns zumutet, daß wir unser Leben verlieren sollen, um es wieder zu gewinnen. Unsere Naturanlagen sind ja unsere Naturrechte, um dem Leben abzugewinnen, was es als Gabe und Genuß zu bieten hat.

Im Geiste Deines Evangeliums und Deiner Nächstenliebe würde ja die Welt mit ihrem Reichtum, ihrer Arbeit, ihren Gütern und ihren Beziehungen zu einem Friedensreich werden, wie es die Propheten ersehnten und Du es lebstest und es Deine Jünger noch immer erwarten. Zur Entfaltung der Kräfte brauchen wir aber den Kampf, zur Hebung unserer Nation brauchen wir Rüstungen. Zur Festigung unseres Volksvermögens können wir eine rücksichtslose Konkurrenz, eine skrupellose Börsenspekulation und eine knechtende Kapitalwirtschaft nicht entbehren. Daher, Jesus, weiche aus allen diesen unseren Gebieten!

So sprach einst das Volk im Gebiete der Gadarener. Und Jesus ging! Und das Heil der Reichsgotteswirklichkeit ging mit Ihm. Die Stadt verlor mehr als nur einen Propheten. Sie verlor das Reich Gottes, das durch Jesu Gegenwart in ihr Leben getragen werden sollte.

Und doch blieb Jesus. Er blieb in dem Einen, der in sein Gottesreich getreten war. Es war der Besessene, der in Ihm seinen Retter gefunden hatte. Auch er wollte folgen, als Jesus aufs Schiff ging, um ans jenseitige Ufer zu fahren. Aber Jesus ließ es nicht zu. Er sprach zu ihm: „Gehe hin in dein Haus, und zu den Deinen und verkünde ihnen, wie große Wohlthat Dir der Herr getan und sich deiner erbarmet hat.“

Ja, Jesus, Du bist auch Deiner Jüngergemeinde vielfach ein Wunder und Geheimnis! Du bist mit Deiner ganzen Reichsgotteswirklichkeit in ihr Leben getreten. Sie sieht, welch eine Gotteswelt in Dir aufgegangen ist. Sie weiß, welch ein weltumfassendes Heil Du zu bringen hast. Anstatt zu bleiben, überläßt Du das weitere Kommen des Gottesreichs dem Zeugnis eines Jüngers, den Du erst vor wenigen Stunden von Dämonen erlösen konntest! Und siehe! Die Welt sieht sich bis heute durch das Zeugnis derer gerettet, die eine so große Wohlthat durch Jesus erlebt haben. — — —

Kirche Christi! Wann wirst dich die Gotteswirklichkeit so erlösen können, daß dich dein Christus neu in die Gegenwart mit dem Zeugnis senden kann: **Der Mensch ist Gottes**, und wenn bei dessen Erlösung auch seine alte Welt mit ihren dämonischen Bindungen zu Grunde gehen mag!

Auf Evangeliumspfaden durch Polen.

Aufzeichnungen während meiner Reise vom 10. bis 26. März 1931.
Von W. L. Jach.

11. Bei ukrainischen und deutschen Brüdern.

Nach einer halben Stunde lief mein Zug im Bahnhof R o w n o ein, jener Festung, die wir damals mit klopfendem Herzen, aber mit Gottes Hilfe ungestört durchfuhren. Hier wollte ich mit Br. Sz. aus Warschau zusammentreffen, um dann mit ihm gemeinsam die Evan-



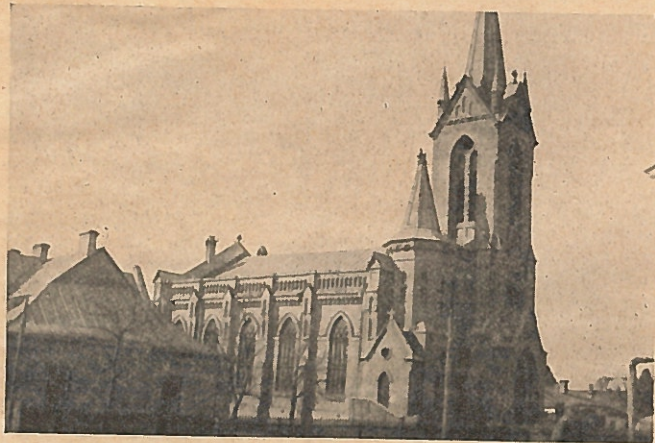
Das Versammlungshaus der ukrainischen Evangeliums-Christen in Rowno.

geliumsbrüder zu besuchen. Der Schnellzug aus Warschau kam, aber kein Br. Sz. war zu sehen. So ging ich denn zum Bahnhofsfürsor, wusch mich und ließ ihn an meinen Haaren sein Werk tun, trank Tee und machte mich auf zu dem lutherischen Amtsbruder in Rowno, Pastor S. Er wohnt am Ende der Stadt gegenüber dem Gefängnis in dem mit der kleinen Kirche verbundenen schmucken Pfarrhaus.

Hier fand ich herzliche Aufnahme und warmes Verständnis für die Verkündigung des Evangeliums unter den Ukrainern. Br. S. begrüßte es direkt, daß ich gekommen war, da er so die schon längst gewünschte Gelegenheit bekommen, mit den russisch-ukrainischen Brüdern in persönliche Berührung zu treten. So begleitete er mich denn auch zum Versammlungshaus, und als wir dort keinen fanden, kam er auch zur Wohnung des leitenden Predigers, Br. N. Er wohnt, wie gewöhnlich bei den russischen Brüdern, die ja arme Leute sind, am Ende der Stadt. Der Weg war natürlich echt, da ja in den Städten des Ostens nur die Hauptstraßen gepflastert sind — allerdings was man hier zu Lande Pflaster nennt. — Da draußen aber ist's fürchterlich, besonders wenn es geregnet oder wie bei unserm

Besuch, der Schnee unter den warmen Strahlen der Sonne zu schmelzen beginnt.

Der uns begleitende junge Bruder — ich traf ihn beim Versammlungshaus — hätte gar nicht zu sagen brauchen, welches Haus Br. N. gehört. Man konnte es schon so erkennen, so schmutz stand es da inmitten seiner grauen Genossen. „Ihr seid das Licht der Welt.“ Auch innen alles sehr einfach, aber peinlich sauber und freundlich. Viel Blumen und Bibelsprüche an den Wänden, anstelle der Heiligenbilder.



Die Deutsch-lutherische Kirche in Zugl.

Hier fand ich auch meinen guten Br. Sz. aus Warschau, der in der Zwischenzeit angekommen war. Bald vereinigte uns beim einfachen aber schmackhaften Mittagessen ein brüderliches Gespräch in Russisch und Polnisch, da P. S. kein Russisch spricht. Wie schon früher erwähnt, sind die lutherischen Pastoren hier in Wolhynien auf die starke evangelische Bewegung unter dem ukrainischen Volke aufmerksam geworden und möchten gern an ihrem Teil sie fördern.

Der Punkt, der bisher zur Vorsicht gemahnt habe, fuhr er fort, sei die Lauffrage. Sie könnten natürlich nicht dulden, daß für die Glaubentaufe in den deutschen Gemeinden Propaganda gemacht würde. Das sei aber zu befürchten bei einem engeren Zusammengehen und dem Umstande, daß bereits zahlreiche Taufen an ehemals deutschen Lutheranern vollzogen worden seien. Hierfür zeigten nun die ukrainischen Brüder erfreulicherweise Verständnis und besonders Br. Sz., der Vorsitzende des Bundes der Evangeliumschriften, gab klare und bestimmte Erklärungen ab.

Er betonte, obwohl auch die Evangeliumschriften in Rußland wie in Polen dogmatisch auf dem Boden der Glaubentaufe ständen, so treiben sie doch für die Taufe keine Propaganda, denn diese sei wohl eine vom Herrn eingesetzte symbolische Handlung zum Be-

kenntnis des Glaubens, aber kein Schiboleth. Sie erkannten auch als Kinder getaufte Gläubige als ihre Mitchristen an. Die Taufe mache nicht selig. Luther, so erklärte der Bruder, sei ein großer Apostel Christi gewesen, er achte ihn hoch, genau wie es Br. Prochanow tue.

Diese Erklärungen beruhigten P. S. und weckten in ihm volle Freude. Er versprach, nicht nur selbst die Arbeit der Brüder zu fördern, sondern sich auch bei seinen Amtsbrüdern dafür einzusetzen.



Unter ukrainischen Brüdern.

An einigen Stellen seines Kirchspiels werde er die lutherischen Kapellen zu ukrainischen Gottesdiensten öffnen. Ich begrüßte diesen Schritt mit freudigem Dank und sprach später noch mit den leitenden Brüdern, besonders mit Sz., daß wirklich auch von Seiten der Evangeliumschriften alles geschehe, damit eine weitherzige Allianzgefinnung immer mehr Platz greife.

Unser Zusammensein war auch sonst für mich erquickend. Die Brüder — es waren fünf Leiter aus dem Rowno-Luzker Bezirk zusammen — freuten sich sichtbar, mich endlich auch persönlich zu sehen. „Wir kennen Sie schon viele Jahre durch Briefe und Literatur, besonders durch die Lichtstrahlen, aber es ist doch viel schöner, Br. Jack von Angesicht zu Angesicht zu sehen“, versicherten sie mehrfach. Dieselbe Freude zeigte sich dann auch am Abend in der Versammlung, wo der nicht kleine Saal gut besetzt war.

Hier wie überall sang ein tüchtig geschulter und geleiteter Chor Evangeliumslieder und verschiedene Brüder dienten mit dem Wort. Der lutherische Ortspfarrer, der unbedingt dabei sein wollte, sprach auf polnisch — der jetzigen Staatssprache. Wir aßten sprachen russisch, ich etwa eine gute Stunde mit großer Freude. Besonders die Grüße aus Deutschland, Schweden und andern Ländern erfreuten die ukrainischen Geschwister sichtbar. Es imponierte ihnen, daß

ich gerade vor der Abreise mit dem Vorsitzenden des Schwedischen Komitees auf fast 2000 km per Telephon gesprochen hatte.

Den Saal hat die Gemeinde mit Unterstützung des Bundes selbst gebaut. Er hat gut Platz für 500 Menschen, bei großen Versammlungen gehen natürlich mehr hinein. Hinten ist die Kanzlei der Gemeinde, zugleich Sitzungszimmer für den Gemeinderat und auch Herbergszimmer für Gäste, soweit sie in den gastfreien Wohnungen der Geschwister nicht Unterkunft finden. Die Gemeinde selbst hat z. Bt. 303 Mitglieder und seit 1918 einen schönen Jugendbund.

Im ganzen gehören 23 Gemeinden zum Rowno-Luzker Bezirk mit vielen Stationen und mehreren festangestellten Reisepredigern. Jede Gemeinde hat ihren Ältesten und Prediger, und Br. M. N. ist sozusagen der Superintendent, der leitende Bruder des Bezirkes. Solcher Bezirke gibt es in Polen 6. Für die Unkosten des Bundes zahlt jedes Glied jährlich 2 Bloth, für den Bedarf der eigenen Gemeinde nach Beschluß und Möglichkeit.

Im übrigen empfand ich bei den ukrainischen Brüdern hier in Wolhynien sehr stark den Unterschied zu den in Galizien lebenden Ukrainern. Jene sind bewußt völkisch, hier merkt man wenig davon. In den Versammlungen wird vorwiegend russisch gesprochen, auch polnisch und da und dort ukrainisch. Selbst die Intelligenz ist nur z. T. bewußt ukrainisch eingestellt, viele empfinden auch noch groß-russisch, wie es früher war. Dabei liegt den Gläubigen das Reich Gottes und die Verkündigung des Evangeliums nicht weniger am Herzen wie jenen.

Vor allem mangelt es hier wie da an Arbeitern. Viele Plätze sind nicht besetzt. Es fehlt dringend eine Bibelschule zur Ausbildung weiterer Kräfte. Daher begrüßen sie den Plan von Br. Brochanow, mit Unterstützung von L.i.D. und S.E.U.N. solche Bibelfürse zu eröffnen, mit großer Freude. Für 20—25 Dollar kann man schon einen Prediger hier unterhalten, denn die Verhältnisse sind einfach und die Lebensmittel billig, annähernd die Hälfte und weniger als in Deutschland.

Auch im Blick auf ungesunde Richtungen ist es wichtig, Klarstehende und in der Schrift gegründete Prediger zu haben. Immer wieder klagen die Brüder, daß durch Unnützerheit und noch viel schlimmere Dinge ganze Gemeinden zerstört worden seien. So kommt es vor, daß die Menschen die tollsten Anstrengungen machen, um z. B. die Gaben des Geistes zu erhalten. Sie schreien und toben Tag und Nacht bis zur völligen Erschöpfung, ja Erkrankung. Die Evangeliumsschriften nennen diese Leute allgemein „Bitterer“ und „Schreier“.

Es passieren, wie sie berichteten, Dinge in diesen Versammlungen, von denen sie nur mit Scham und Schmerz zu erzählen wagten. Ich will sie darum hier nicht anführen. In einer Gegend haben sie im Hause einen tiefen Brunnen gegraben, damit auch im Winter „lebendiges Wasser“ vorhanden sei. Man treibe den Teufel aus,

indem man sich gegenseitig bis aufs Blut schläge und geißele. Manche seien schon wahnsinnig geworden und viele fielen in grobe Sünden.

Gerade während meiner Reise gingen Berichte durch die Presse von einer grauenhaften Mordtat, wo 2 Söhne kaltblütig Eltern und Geschwister ermordet hatten, um den Hof an sich zu bringen. Sie beriefen sich im Verhör auf innere Stimmen und andere unheimliche Dinge. Natürlich benutzt das die der evangelischen Bewegung feindliche Presse, um die Gläubigen insgesamt als volks- und gesellschaftsfeindliche Elemente hinzustellen. „Zwei Stundisten haben eine ganze Familie hingemordet“, so konnte man es in Zeitdruck in den Zeitungen lesen.

Weniger bedenklich als diese „Bitterer“ sei die sogenannte „Kirche Gottes“ oder „Abendlichter“, deren Anhänger einen vorbildlichen Lebenswandel führen. Ihre Eigenart sei die, daß sie beim Abendmahl sich die Füße waschen in buchstäblicher Befolgung der Herrenwortes aus Joh. 13. Daher nennt man sie „Fußwäscher“. Sie treiben aber keine Propaganda und sind auch mehr unter den Deutschen als Slaven zu finden.

Ernste Bibelforscher und Sabbather haben wenig Erfolg. „Unsere Ukrainer lieben den Speck“, sagte Br. Sz. lachend, und die Sabbather und Adventisten verbieten das Schweinefleisch. Auch die sogenannten „Brüder“ seien stille ernste Gläubige. Den auch mir schon von Rußland her bekannten und liebgewordenen englischen Bruder Mr. Broadband schätzt man allgemein.

Am nächsten Morgen trafen Br. Sz. und ich uns wieder auf dem Bahnhof, um gemeinsam nach Luzk, der Gouverneurshauptstadt zu fahren. Diese hat 40 000 Einwohner mit 30 000 Juden, während in Rowno auf 100 000 Einwohner sogar 80 000 Juden kommen. Es war Sonnabend, und alle Geschäfte waren geschlossen. Ich wollte mir die bei dem Schmutz so nötigen Gummischuhe kaufen, aber vergeblich. Dazu war ganz Israel auf der Straße, wo man bei dem schönen Sonnenschein spazieren ging. Die Frauen wieder z. T. unbeschreiblich geschminkt. Ich sah in einer Stunde mehr gefärbte rote Lippen und bemalte Augen, als in Berlin an einem Tag.

Auch in Luzk haben die Orthodoxen die große Kathedrale an Rom verloren, wie überhaupt der Heilige Vater eine ganz eigenartige Auffassung von Glaubensverfolgung hat. Wenn dieselbe, wie in Rußland, sich gegen seine Kirche richtet, erläßt er flammende Proteste. Wenn aber für seine Kirche etwas zu holen ist, wie in Polen an 700 Kirchen, die man den Griechisch-Orthodoxen fortnehmen will, dann heißt es „ja Bauer, das ist ganz was anderes“.

Dies alles ist nur Politik und hat den Zweck, die Orthodoxe Kirche gefügig zu machen, mit Rom in eine Union zu treten. Dann kommt schon allmählich das andere nach, wie man in Galizien sieht: Fronleichnamsfest, Coelibat, Verbot der slavischen Kirchensprache usw. So war's, so ist's, so wird es sein, solange in Rom der Geist des Jesuitismus herrscht.

Auch sonst verliert die Orthodoxe Kirche stark an Ansehen und Einfluß. Die Kirchen, die ich besuchte, waren fast leer. Selbst auf dem Lande sehe es kirchlich traurig aus, erklärten die verschiedensten Brüder, die ich darüber fragte. Und die lutherischen Amtsbrüder bestätigten es. Unheimlich wirkt doch die Propaganda des Atheismus von Moskau her. Die schwere Lage der Bauern und andere Nöte helfen mit. „Die Jugend geht entweder zu uns oder zu den Atheisten und benimmt sich Kirche und Priestern gegenüber empörend“, erzählte mir Br. R., der viel auf dem Lande herum kommt.

Dabei werden sich die Leute umschauen, wenn sie die Segnungen des Bolschewismus am eigenen Leibe werden zu spüren bekommen. Denn die Not besteht nicht darin, daß man auf dem Lande nichts zum Leben hat, wie in Rußland, sondern man wird die Produkte nicht los. Ein ehemaliger Gutsbesitzer, mit dem wir im Zuge zusammenfuhren, drückte das treffend aus: „Der Bauer sagt: es ist eine elende Zeit, ich habe den Speicher voll Getreide, die Fässer voll Speck und kann nichts verkaufen . . . — Dabei ist er dick und gesund. Früher mußte er oft nicht, woher für den nächsten Tag Brot bekommen, jetzt hat er 500 Rub auf dem Boden liegen. Früher dankte er Gott, wenn er eine kümmerliche Kuh auf die magere Weide trieb, jetzt stehen 5 im Stalle.“

In Łuzk nahmen wir eine Autotaxe, die auch hier in Polen schon anfängt, den typischen Schwächtschiff zu verdrängen, und fuhren zum Versammlungshaus der russisch-ukrainischen Brüder. Der Saal, licht und groß, liegt in dem 2. Stock eines Neubaus und wird gemietet. Darüber wohnen zwei Schwestern, eine Amerikanerin von der Mission des Mr. Raud, Miß Murray und eine russische aus der Intelligenz. Beide beschäftigen sich mit den Kindern, die sie in Sonntagschulen sammeln.

Da sonst keiner der Brüder in der Kanzlei anwesend war, so hielten wir einen braven Droschkenfutcher an, der sich dann auch nach längerem Verhandeln bereit erklärte, mich für 2 Ploth zum lutherischen Pastor zu fahren. Br. Sz. stieg unterwegs aus, um zu frühstücken, was ich bereits in Równo bei Pastor S. besorgt hatte. Auch hier fand ich im Pfarrhaus wieder freundliche Aufnahme. Es ist ein neues Gebäude, geräumig und bequem liegt es neben der stattlichen Kirche mit ragendem Turm, allerdings im schönsten Judenviertel, dessen Buden alle geschlossen waren, da Israel Sabbath feierte.

In Pastor R. fand ich einen Mann, der sich nicht nur für die evangelische Bewegung unter den Ukrainern interessiert, sondern ein tüchtiger und vielseitiger Kenner der Verhältnisse ist. Er machte mich auf verschiedene Zeitschriften und Bücher aufmerksam und gab mir auch sonst wertvolle Aufschlüsse, die das gewonnene Bild vertieften und ergänzten. Mit den Evangeliumsschriften war er gut bekannt und hielt ihre Richtung für die beste und gesündeste. Allerdings betonte er, sie hätten ihre frühere Stoßkraft schon z. T. verloren. Darum müsse man ihnen helfen.

Interessant war es mir, daß er glaubte, in der Orthodoxen Kirche einige Ansätze zur Belebung sehen zu dürfen. Leider wurden mir, als ich Näheres hören wollte, unterbrochen und kamen im späteren Gespräch nicht wieder darauf. Allerdings sei auch noch sehr viel vom Alten vorhanden und der Einfluß der Kirche schwinde bedenklich unter dem Volke, besonders auf dem Lande. Er riet mir die berühmte Lávra, das große Kloster in Potschajew zu besuchen, das 20 km von Kremenék, dem Sitz des orthodoxen Konfistoriums liege. Leider reichte die Zeit nicht, denn ich hätte 150 km zurück nach Osten fahren müssen, während mein Weg nach dem Westen ging. Am nächsten Tag waren wir für Kowel angemeldet.

So habe ich es denn für das nächste Mal aufgehoben, umomehr als die Wege anfangen, grundlos zu werden und das Kloster 20 km von der Bahn liegt. Mein alter Freund, Pastor A., der früher dort in der Nähe lutherischer Pastor war, hat vor kurzem einen interessanten Briefwechsel mit dem Prior des Klosters geführt, den mir der Ortspastor zeigte. Daraus geht allerdings hervor, daß tatsächlich noch vieles beim Alten geblieben ist. Der Anlaß zu diesem Briefwechsel war das wunder tätige Wasser, das aus einer kleinen Quelle im Klosterhof trippelt, wobei der es dem Volke verkaufende Mönch ganz treuherzig versicherte: „Wenns nicht reicht, dann gießen wir heimlich zu.“

In die russische Versammlung konnte Pastor R. nicht mitgehen, obwohl er oft an verschiedenen Orten schon bei den Brüdern gesprochen hat.

So machte ich mich denn allein auf den Weg. Im Beratungszimmer fand ich außer Br. Sz. verschiedene der älteren Brüder versammelt, die mich, wie überall, herzlich begrüßten. Der eigentliche Presbyter, Br. W., war auf Reisen. Besonders eingehend unterhielt ich mich mit Sergéij Iwanowitsch, einem ehemaligen Gutsbesitzer, der die Technische Hochschule in Darmstadt besucht hatte und noch ganz leidlich deutsch sprach. Wir verstanden uns gut, denn wir beide waren einmal reiche Menschen gewesen und doch nicht arm geworden, obwohl wir alles verloren hatten. Er verdient sich jetzt als Zeichner sein täglich Brot und ist natürlich von morgens bis abends im Joch. Das ist sehr schade, denn er hat gute Gaben zum Predigen, und man sollte ihn freimachen für den Dienst. Er bat mich um D. R. L. und biblisch-theologische Kommentare, die ich ihm schicken will. Daß dieser Bruder Gaben hat, zeigte sich bei der einleitenden Ansprache, mit der er die Versammlung eröffnete und auch mich begrüßte. Daß ich mit einem „reichlichen Worte“ antwortete, wie der Russe sich ausdrückt, war selbstverständlich.

Nun folgte die letzte Station in Wolhynien, die zu besuchen ich im Plane hatte, nämlich Kowel, ein großer Eisenbahnknotenpunkt im alten Rußland, wie auch jetzt in Polen. Bereits am Bahnhof erwarteten uns zwei Brüder, um mit uns sofort zur Versammlung zu fahren, wo alles auf uns seit 10 Uhr wartete. Zuerst sprach Br. Sz. auf russisch ein gutes Wort der Ermahnung und Erbauung.

Dann kam ich an die Reihe, indem ich zuerst einmal die Grüße brachte, die man mir mitgegeben. Ich betonte, daß diese bereits in den Paulusbriefen einen beachtlichen Platz eingenommen haben, nicht etwa, um einem gewissen Sensationsbedürfnis zu genügen, sondern um Geistesbände zwischen den verschiedenen Teilen des Leibes Christi zu schließen, das Solidaritätsgefühl unter- und das Verantwortungsgefühl füreinander zu wecken und zu stärken.

Am Abend hielten wir dann Fortsetzung. Br. Sz. nur kurz, weil er sich unwohl fühlte, ich dafür desto ausführlicher. Die Versammelten waren sehr dankbar, nur einige Polen gingen fort, weil es ihnen angeblich nicht gefiel, daß so viel russisch gesprochen wurde. Aber da konnte ich nicht helfen, denn die polnische Sprache kann ich nicht sprechen, wenngleich ich anfangs sie zu verstehen. Allerdings sind wohl russisch und polnisch die slavischen Sprachen, die einander am entferntesten stehen.

Nach der ersten Versammlung folgten wir der Einladung des Presbyters der Gemeinde, Br. R., zum Mittagessen in sein am Rande der Stadt liegendes Häuschen. An sich schmutz und sauber, sogar Platten als Bürgersteig auf der Straße, aber der Weg dahin geradezu fürchterlich. Wasser und Schmutz liefen mir oben in die Stiefel hinein, sodaß ich mir dort einen tüchtigen Schnupfen holte. Hier wohnt der Bruder nun mit seiner Frau und Kindern in zwei Zimmern, kleiner Küche und ebensolchem Vorraum. Dabei ständig das Haus voll Gäste, nicht nur zu den Mahlzeiten, sondern auch oft des Nachts.

Seine Frau, eine liebe, ganz gebildete Person, erzählte mir vertraulich, daß oft sogar in der Nacht Geschwister vom Lande kommen, die in der Stadt etwas zu besorgen haben oder ihre Kinder zum Arzt bringen wollen. Dann geben die guten R. . . . oft die eigenen Betten her, um die Gäste aufzunehmen. „Wir tun das gern“, sagte mir die Schwester, „und Gott segnet uns auch, wenngleich es manchmal direkt ein Wunder ist, daß die Kranken uns, und die Kinder besonders, nicht anstecken.“ — Ich gab dem Bruder und der Schwester, die auch jetzt wieder die Gäste zu Mittag hatten, eine Summe Geldes zur freien Verfügung, damit es ihnen leichter werde, die Mahnung der Heiligen Schrift zu befolgen: „Seid gastfrei ohne Murren!“ —

Einige der versammelten Brüder sind in der Kriegsgefangenschaft zu Christus gekommen und kannten Br. Kroeger, Svensson und mich persönlich. Ich konnte mich allerdings nicht mehr recht auf sie besinnen. — Kein Wunder, ihrer waren Tausende und unserer nur einige. „In unserm Lager sind an 300 zum Glauben gekommen“, erklärte mir der eine. Auch hier wurde mir wieder bestätigt, was ich schon früher gehört hatte, wie traurig die religiös-sittlichen Zustände auf dem Lande sind. Der Atheismus verbreitet sich erschreckend, ganz besonders unter der Jugend. Die Kommunisten hassen die Botschaft des Evangeliums: „Du bist der erste, der eine Kugel bekommt.“ Darauf antwortete der betreffende Bruder, der 2. Prediger im Koweler Be-

zirk: „Das hat der Herr uns auch verheißen: hier in dieser Zeit werdet ihr die Stärkeren sein, aber dort in der Ewigkeit sind wir besser daran!“ —

In der Versammlung sang ein Chor aus einer benachbarten Dorfgemeinde. Bauern, die Männer in kurzen Pelzen und Schaftstiefeln, die Frauen und Mädchen mit kunstvoll gefalteten Kopftüchern und gestickten Ranten an den Kleidern. Die Stimmen einigermaßen unpoliert, aber dafür voller Begeisterung, während in Kowno ein fein geschulter Chor sang mit einigen wunderbaren Stimmen, der beste Sopran war sogar noch krank. Der ehemalige prächtige Chor der Koweler Gemeinde der Evangeliumschriften ist noch nicht wieder reorganisiert. Die Gemeinde hat sehr stark durch unnüchterne Richtungen zu leiden gehabt, die ihre Mitglieder auf die Hälfte reduziert haben. Immer wieder betonten die Brüder fast mit Tränen, welche Zerstörungen die Schwarmergeister in den Gemeinden angerichtet haben. Die Bewegung zählte vielleicht schon 100 000 Mitglieder, wenn dieser Glutwind nicht in die Blüte gefallen wäre. Jetzt scheint die Krisis überwunden zu sein.

Um 8 Uhr abends gingen Br. Sz. und ich müde und doch fröhlich ob all des Erlebten in ein Hotel, um noch einige Stunden wenigstens zu ruhen, denn unser Zug nach Warschau ging kurz vor 2 Uhr nachts. Hier bekam ich zum Schluß noch eine Bestätigung, daß ich mich im Osten befand. Der Gasthof, „Palasthotel“ war sein stolzer Name, befand sich im 3. Stock, und der Wirt lobte seine Zimmer mit beredten Worten. Ich mußte an ein Erlebnis des heimgegangenen Grafen Pahlen denken, das er mir mal erzählte. Er verlangte in einer Stadt — sie war sogar Gouvernementshauptstadt — ein *sauberes* Zimmer, d. h. ohne Wanzen etc. Der Besitzer versicherte ihm aber immer nur: „Erlaucht, wir haben nur „Generalzimmer“, d. h. Prunkräume, in denen Generalität und hohe Beamten absteigen.“

So war es auch hier. Es war ein „Generalzimmer“, das zeigte sich bald, nachdem wir uns gelegt hatten. Ich hatte vorsichtigerweise noch den Pelz als Unterlage genommen. Um Mitternacht machten wir uns durch die öde daliegende Stadt auf den Weg zum Bahnhof. Hier tranken wir Tee und bestiegen dann unsern Zug, der uns am nächsten Morgen um 9.30 nach Warschau brachte.

12. Nach Hause.

Somit war Zweck und Ziel meiner Reise vorläufig erfüllt und meine Zeit abgelaufen. Es sollte eine Rundschafterfahrt sein, und Gottes Gnade hatte diese Absicht auch in reichem Maße erfüllt. Wohl ist Polen kein Land, da Milch und Honig überfließt. Im Gegenteil — trotz anerkannter Bemühungen seitens der jetzigen Regierung ist es infolge des von Rußland übernommenen Erbes in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung noch zurück — besonders die Ukrainer — ein armes Volk. Aber auch über diesem jahrhundertelang durch den alten Staat und die Kirche in Dunkel gehaltenem

Volk wird es licht. Das Reich Gottes ist im Kommen, denn „den Armen wird das Evangelium verkündet“.

16 Tage war ich von Ort zu Ort geeilt, hatte 3548 km zurückgelegt mit der Bahn und mehr denn 100 km im Wagen und Auto, 15 Versammlungen und ebenso viele Ansprachen gehalten, viele Besprechungen und Besuche gehabt, und dabei versucht, wie der Hausvater im Gleichnis, Altes und Neues zu sammeln und zu verwerten.

So schied ich denn am Dienstag, den 25. März von den lieben Brüdern in Warschau und damit von Polen mit dankerfülltem Herzen gegen den Herrn, der mich freundlich geleitet und meinem Leben und Dienst ein weiteres Blatt voll reichen Erlebens hinzugefügt hatte.

Stimmen aus dem Osten.

Es sind Stimmen der Not, die immer wieder zu uns dringen, und wir geben sie weiter als ein Zeichen, wie wichtig die Hilfe ist, die wir den Leidenden leisten können, — wenn uns die Hände zu solcher Hilfe gefüllt werden.

....., ohne Datum.
Hier arbeiten wir in den Kohlengruben. Ich bin fast entkräftet und kaum imstande, die schwere Arbeit zu verrichten. Die Speise ist zu schwach, um weiter schaffen zu können. Ich fühle mich todmüde und schlepe mich kaum weiter. ... Bei jeglicher Kost werden die älteren Personen kaum lange aushalten. ... Wäre es nicht möglich, auch in Zukunft Herzen zu erweichen, und uns Produktpakete, hauptsächlich Fettkörner enthaltend, wenn auch mit kleinem Zoll belastet, zugehen zu lassen? Es fällt mir im Grunde recht schwer, zu diesem Mittel zu greifen, aber in der Tat weiß ich nicht, wie es weiter gehen soll.

Wie teuer und ob unsere Arbeit überhaupt bezahlt werden wird, wissen wir ja nicht, sieht man uns doch immer noch an als Gefangene oder Verurteilte, die ihr ganzes Leben büßen müssen.

Es kommen Stunden, wo man an sich und den Menschen irre wird. Gibt es denn keine Erlösung, und sollen wir von jedermann nur Fußtritte, Beleidigungen und Schmähungen erdulden? Deshalb nochmals die freie Bitte: wenn ihr könnt, helft! — Bitte zu entschuldigen, wenn mein Brief nicht logisch ist. Mir ist so wirr im Kopfe

Mit herzlichem Gruß von Eurem tieftraurigen

....., den 24. 7. 1931.

Einmal haben wir hier bereits unsern Wohnsitz ändern müssen, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich dies wiederholen wird. Die Fahrt hierher war beschwerlich, dauerte sieben Tage und durften wir den Waggon nicht verlassen. Während der Zeit bekamen wir dreimal eine warme Suppe. Waren 47 Mann im Waggon, dazu das viele Gepäck. Von Ausruhen war keine Rede bei der Überfüllung. Bei der ersten Kohlengrube arbeitete ich nur drei Tage, dann mußten wir binnen 1½ Stunden fertig sein, und der Zug brachte uns hierher, einige Kilometer weiter. Hier wohnt es sich bedeutend schlechter, da wir mit 16 Familien einen Raum innehaben, etwa 60 Personen. Die vielen Kinder, dann die fortwährend antretenden und zurückkehrenden Schichten, Tag und Nacht, geben keine Ruhe. Männer und Frauen müssen gleich schwer

arbeiten. Alter wird nicht angesehen. Man geht hier sehr rücksichtslos gegen die Frauen vor. Vom sterbenden Kinde wollte man dessen Mutter auf Arbeit treiben, aber es erhob sich so ein drohendes Gemurmel, daß man davon abließ.

Wir kampieren nachts ganz im Freien, denn die Wägen machen es unmöglich, auch nur eine Stunde im Raume zu bleiben. So etwas habe ich noch nie gesehen. Noch haben wir schöne Tage, aber wenn es Regen gibt, dann weiß ich nicht, wie es werden wird. Die ersten Tage wird es wohl ein schweres Ringen gegen den Schlaf geben, aber dann werden wir uns wohl auf Gnade und Ungnade dem Ungeziefer übergeben müssen. Die Lebensverhältnisse sind hier ziemlich schwer. 30 Familien haben einen Herd. Da es unter solchen Verhältnissen unmöglich ist, sich selbst zu beköstigen, so sind wir auf die öffentliche Speisehalle angewiesen, wo es dreimal täglich Grüze und einmal Suppe mit scheußlich saurem Brot gibt. Das Brot hat uns allen bereits den Magen verdorben, dazu das schlechte Wasser. Bevor wir herkamen, war es als Trinkwasser verboten, dasselbe wurde von auswärts herangefahren. Über Nacht, mit unserm Eintreffen, war das Wasser nicht mehr gesundheitsschädlich. Uns fehlt sehr der Zucker, den wir hier gar nicht bekommen können, auch Speck.

Den alten Grubenarbeitern und den Bauern in den umliegenden Dörfern ist jeglicher Verkehr mit uns verboten. ... Hier sind die Gruben nicht tief, es gibt keine Aufzüge. Auf schräger Bahn steigt man 100 bis 150 Meter in die Tiefe, die Kohle löst sich leicht und hat oft eine Schichtstärke von über 2 Faden (etwa 4 Meter). Es ist eine leichte Flammkohle.

Der Betrieb ist meistens noch sehr rückständig, Unglücksfälle sehr häufig, da die Vorsichtsmahregeln nur sehr schwach sind. Oft stürzt die Decke ein, besonders wenn die Schicht nahe zur Oberfläche der Erde emporsteigt. Das Land ist deshalb hier überall mit großen Erdspalten und ziemlich tiefen Erdeinstürzen übersät. Die alten Gruben sind schon unter der zaristischen Regierung in Betrieb gewesen, und zwar durch Sträflinge.

Wir waren der achte Transport, der hier ankam. Täglich gingen und gehen hier noch Züge mit solchen Zwangsausgedienten durch. Natürlich ist jetzt im Süden, wo es eine kolossale Ernte gibt, Arbeitskraft nötiger. Die Ukraine hat vom Norden 36 000 Mann Arbeiter verlangt. Man hat die alten Grubenarbeiter aufgefordert, nach dem Süden zu gehen, um dort die Ernte einbringen zu helfen. Sie antworteten, man solle die Leute wieder zurücksenden, denen man die Heimat genommen habe. Die Masse ist äußerst aufgebracht, denn die alten Arbeiter werden entlassen, und die billigen Zwangsarbeiter angestellt mit niedrigem Lohne. Daß unsere Ausichten auf den nahenden Winter nicht rosig sind, kannst Du Dir denken, wenn man nichts anzuziehen hat. Aber wunderbar hat uns unser Vater im Himmel noch immer zur rechten Zeit geholfen, und auch jetzt hoffen wir Wir alle grüßen herzlich.

Zweimal totgesagt und doch noch am Leben!

Wie vorsichtig man mit Nachrichten aus Rußland sein muß, zeigt folgender bezeichnende Fall:

Unter den deutschstämmigen Flüchtlingen, die durch Gottes Gnade Weihnachten 1929 aus Rußland herauskamen, war auch die Frau eines Predigers, der ein gesegneter Zeuge des Evangeliums unter Deutschen und Russen gewesen ist. Schon seit Jahren standen wir mit ihm in Verbindung, er war ein treuer Bibelverbreiter.

Ihm glückte es nicht, er wanderte erst einmal, weil er angeblich für die Flucht agitiert hatte, in den Kerker mit seinen heißen Zel-

len und dann für fünf Jahre in die Verbannung. Wie erstaunt waren wir, als uns vor etwa einem Jahre ein ausländisches kirchliches Blatt zu Gesicht kam, in dem das Bild unseres Bruders im breiten Trauerrand mit ganz ausführlicher Schilderung seines angeblichen qualvollen Märtyrertodes gebracht war, — während er selbst getrosten Mutes, wenn auch in großer äußerer Trübsal, an seinem Verbannungsorte lebte und von Zeit zu Zeit Briefe voll Glaubenszuversicht schrieb.

So ging es bis zum Sommeranfang. Plötzlich hörten die Nachrichten auf, und wieder verbreitete sich das bestimmte Gerücht, der Bruder sei nun doch an den Folgen der Entbehrungen und Leiden heimgegangen. Da diese Nachricht von verschiedenen Seiten mitgeteilt wurde, blieb auch uns schließlich nichts anderes übrig, als ihr zu glauben und seiner Frau, die mit der Zeit schon nach Südamerika weitergezogen war, einige Zeilen voll herzlichster Teilnahme zu schicken.

Und siehe da, der zum zweiten Mal Totgeglaubte lebt noch. Vor mir liegt ein Brief, den seine Frau allerdings nach 1½ monatelanger Reise aus den Urwäldern Brasiliens geschickt hat. Sie schreibt: „Es war wohl zwei Monate zurück, als wir bestimmte Nachrichten von meines geliebten Mannes Heimgang erhielten. Schon in Deutschland haben wir bereits einmal diesen Schmerz durchkosten müssen. Jetzt aber war's so bestimmt, sogar von Canada, den Vereinigten Staaten und Britisch-Columbien wurden wir damit bekanntgemacht. Auch bekamen wir keine Briefe mehr von dort.“

Jetzt, vor zwei Wochen erhielt ich von ihm selbst an unsere Adresse einen Brief. Er lebt. Aber seine Lage ist sehr schwer. Er ist wieder noch viel weiter verschickt in eine sehr arme Gegend, als „freier Gefangener“. Aber den Leuten in der Umgebung ist es ja verboten, solchen Verbannten irgend etwas zu verkaufen. Er ist schwach und bekommt nur 300 Gramm Brot, sodaß, wenn er nicht Pakete kriegt, er nicht am Leben bleiben kann.

Auf bloßer Erde müssen sie alles tun: schreiben, essen, schlafen. Alles ist voller Läuse und Schmutz. Zweimal ist er schon bestohlen worden. Aber die Kraft des Allmächtigen hält ihn aufrecht und bewahrt ihn. Jedoch seine Gesundheit ist schwach, und wir haben nur das zum Trost, daß der Herr treu ist. Im Vertrauen schauen wir auf Ihn, ob Er uns nicht doch noch ein Wiedersehen schenken wird.

Wir beten darum.“ —

So weit der Brief der Schwester. Wir aber wollen uns fürbittend hinter den treuen Bruder stellen, daß der Herr ihm weiterhelfen und ihm ein Wiedersehen mit seinen Lieben und, da der Weg dann über Deutschland geht, auch mit uns schenken wird. Vorläufig soll er erst einmal ein Paket erhalten, und für dieses, wie für viele andere erbitten wir immer wieder die Mithilfe unserer Missions-Freunde. Daß es möglich ist, zeigt die betreffende Notiz in dieser Nummer.

W. L. J a d.

Von Menschen, die ihr Glück in der Flucht aus dieser Welt suchten.

Unter diesem Titel beschäftigt sich die russische antireligiöse Zeitung „Besbosnits“ (Der Gottlose) mit dem Schicksal der aus Rußland geflohenen Bauern. Zunächst wurde die Rückkehr einer Gruppe von schwedischen Kolonisten behandelt, jetzt kommen die Mennoniten an die Reihe. In der Ausgabe vom 30. Aug. 1931, Nr. 47/477, schreibt das Blatt:

Was geschah mit den Mennoniten?

Im vorhergehenden Aufsatz erzählten wir, wie die Kulaken und Kopen etliche hundert Altschweden aus Rußland lockten, und wie diese dann anderthalb Jahre in Schweden umherirrten.

Fast zu gleicher Zeit führten die Kulaken und Kopen unter den in Rußland wohnenden Mennoniten eine tolle Heze für die Auswanderung. Die Kulakenschaft der Mennoniten konnte und kann die Oktoberrevolution nicht leiden. In den Jahren des Bürgerkrieges organisierten die Mennoniten in der Krim ein Bataillon zur Hilfe der Weißen im Kampfe gegen die Rote Armee.

Als im Lande sich eine breite Kollektibewegung entwickelte, merkten die mennonitischen Kulaken und Kopen, daß die Kollektivisierung nicht vor den deutschen Dörfern halt machen würde, und aus Furcht davor agitierten sie für die Auswanderung aus Rußland. Sie verleumdete die Kollektive, sie schredeten mit dem Religionsverbot in den Kollektiven und versprachen für eine Auswanderung aus Rußland das Paradies auf Erden. Diese Agitation wurde in Deutschland von der geistlichen und kapitalistischen Presse geschürt. Sie hatte Erfolg: die von ihren Kulakenpredigern verführten Mennoniten verließen ihre Dörfer und zogen ins Ausland nach Deutschland.

Und hier wiederholte sich mit ihnen dieselbe Geschichte wie mit den Altschweden: solange sie in Rußland waren, versprach man ihnen allerlei Gutes, aber sobald sie erst draußen waren, wollte man nichts mehr von ihnen wissen. Man nutzte sie für die antisowjetische Heze aus und ließ sie dann im Stiche. Gleich nach Ankunft in Deutschland brachen unter den Mennoniten in den Baracken Epidemien aus, woran viele Kinder starben.

Die deutschen Gutsbesitzer dachten gar nicht daran, einen Teil ihres Besitzes den Mennoniten abzutreten. Die deutschen Kopen, die eine tolle antisowjetische Heze entfacht hatten und über das Schicksal ihrer „deutschen Brüder“ meinten, beschränkten sich jetzt auf gute Wünsche.

Die Regierung aber beschloß, sie abzuschieben und nach Canada, Paraguay und Brasilien zu schicken. Als die canadische Regierung einen Teil aufgenommen hatte, verweigerte sie den anderen den Einlaß. Die Krise herrscht auch da, und man weiß nicht, wo man seine eigenen Arbeitslosen lassen soll. In Paraguay siedelte man die Mennoniten auf der Grenze zwischen Paraguay und Bolivien an, wo sehr oft kriegerische Zusammenstöße stattfinden. Die Mittel- und Kleinbauern waren gezwungen, als Knechte zu dienen. Aus den Briefen, mit denen sie das deutsche Überfließungskommissariat überhäufte, ist zu sehen, daß die Arbeitsbedingungen, in welche sie geraten sind, verwerflich sind. Die deutschen kapitalistischen Zeitungen mußten dieses selbst zugestehen. Die Mennoniten rechneten damit, im Auslande ein Paradies zu finden, aber da gibt es nur ein Paradies für die Kapitalisten. Die reiche Oberschicht der Mennoniten und mit ihnen die Kopen haben sich auch nicht übel eingerichtet, die Masse der mittleren und armen Bauern aber, die in der kapitalistischen Welt ihr Glück suchten, haben dort ein Elendenlos gefunden. Warum ist es so gekommen? Darum, weil dort im Auslande die Kapi-

talisten und Gutsbesitzer herrschen. Und wohin die Mennoniten auch ziehen, überall finden sie die Einrichtung des Privateigentums, die Herrschaft des Kapitals, welches die Werktätigen, welchen Glaubens sie auch seien, zu einer Hungeregistenz verurteilt. Nur einer kleinen Gruppe gelingt es, empor zu kommen.

Nur in einem Lande, wo keine Kapitalherrschaft ist, wo kein Privateigentum Mittel und Werkzeug des Erzeugers bildet, in einem Lande, welches auf sozialistischem Grunde umgebaut wird, sind die breitesten Möglichkeiten zur Hebung des Wohlstandes der Werktätigen da. Dieses haben viele Mennoniten, durch die Erfahrung klug gemacht, eingesehen. Dieses verstanden auch die Alttschweden.

In einem Schreiben, welches die Alttschweden nach ihrer Rückkehr aus Schweden in Leningrad einreichten, berichten sie:

„Weder Haus, noch Arbeitsvieh oder anderes Gut gab uns die kapitalistische Heimat, sondern ein erbärmliches Los als Sklaventnechte bei den schwedischen Gutsbesitzern und Kulaken bot man uns an. Russische Genossen, Bauern und Arbeiter! Wir begingen einen großen Fehler, indem wir den Briefen der Popen und der Agitation der Kulaken so leicht Glauben schenkten. Zwei volle Jahre verbrachten wir in Zwangsarbeit bei den Kapitalisten und Gutsbesitzern und träumten nur stets davon, wie wir nach Sowjetrußland zurückkehren könnten. Wir sind der Sowjetregierung unendlich dankbar, daß sie uns erlaubt hat, in das Vaterland aller Werktätigen zurückzukehren. Wir sind den Werktätigen Sowjetrußlands sehr dankbar für den warmen, brüderlichen Empfang.“ So schreiben die Alttschweden.

Die bitteren Erfahrungen der Alttschweden und Mennoniten werden eine Lehre für viele unserer Sekten sein, unter welchen bis jetzt noch die Prediger und Kulaken Agitation für Auswanderung aus Rußland nach den kapitalistischen Reichen treiben. Den Mennoniten und Alttschweden brachte solche Emigration nur Leiden. Sie suchten Glück in der kapitalistischen Welt und überzeugten sich, daß da, wo das Kapital herrscht, kein Glück für die Werktätigen sein kann. Viele von ihnen sind nach U.S.S.R. zurückgekehrt, um hier Hand in Hand mit den Werktätigen Sowjetrußlands ein neues, wirklich glückliches Leben zu bauen.

Was soll man hier zu sagen? — Es ist eine typische Verzerrung und Verzeichnung der Tatsachen, wie wir sie nicht anders erwarten können in einer Presse, der ausgesprochenermaßen jedes Mittel recht und heilig ist, besonders die Lüge. — Gewiß, der Fürst dieser Welt, der ein Vater der Lüge ist, inspiriert mit seinem Geiste auch die Presse anderer Richtungen. Diese erschütternde Tatsache wurde mir in der Verbannung im Norden Rußlands klar, als ich während des Weltkrieges neutrale und feindliche Blätter der verschiedenen Staaten las.

Leider ist es so, jedes Volk und jede Partei liebt und glaubt kritiklos, was seine Presse ihm vorsetzt. Spengler führt dies auf die Bibelgläubigkeit der protestantisch erzogenen Völker zurück, die ihre heilige Ehrfurcht vor dem „es steht geschrieben“ der Bibel auch auf die weltliche Presse übertragen.

Nun aber zu dem Urteil der atheistischen Zeitung über die Mennoniten. Wie hier tatsächlich Wirklichkeit entstellt wird, kann jeder Kenner der Verhältnisse sofort sehen. Daß die Mennoniten, die ebenso wie die Lutheraner im Süden Rußlands ein geradezu beispiellos schönes deutsch-evangelisches Kulturleben aufgebaut hatten und durchweg sehr wohlhabend waren, die Oktoberrevolution nicht

mit Begeisterung begrüßt haben und keine Freunde des sozialistischen Neubaus sind, das stimmt.

Aber schon das ist falsch, daß sie die Weißen Armeen im Kampf gegen die Roten mit einer militärischen Organisation unterstützt haben. Vielmehr war es so: Als die deutschen Truppen Ende 1918 die Ukraine räumen mußten und mußte Anarchie einsetzte, Banden plünderten und mordend das unglückliche Land heimsuchten, da haben alle Deutschen, auch die Mennoniten, einen sog. Selbstschutz gebildet. Wahrlich, es hat ihnen dieser Schritt schwere innere Kämpfe gekostet, weil sie ja jahrhundertlang den Wehrdienst abgelehnt haben. Aber hier fehlte ja eben jede Obrigkeit, um Haus und Hof, Weib und Kind vor Räubern und Mördern zu schützen — nicht vor der Roten Armee. — Darum organisierten sie den sonst üblichen Polizei- und Schutzdienst.

Als die rote Armee schließlich über die weißen Truppen den Sieg davontrug und auch gegen das Bandenwesen energisch vorging, haben sie alsbald den Selbstschutz aufgelöst und die, wenn auch harte Faust der Bolschewiken als Regierung anerkannt. Daß manche ihrer jungen Leute in die weißen Truppen eingetreten und gegen die Roten gekämpft haben, ist ohne Frage Tatsache. Aber die Mennoniten als Ganzes haben das nicht getan.

Ebensowenig entspricht es der Wahrheit, daß die Flucht vor der Kollektivierung „durch die geistliche und kapitalistische Presse des Auslandes geschürt ist“. — So etwas zu behaupten, dazu gehört schon ein großes Maß von Gewissenlosigkeit und Spekulation auf die Dummheit der Leser. Wie soll denn die ausländische Presse überhaupt unter den Deutschen in Rußland Einfluß gewinnen, wenn es im ganzen Lande nur kommunistische Zeitungen gibt und kein noch so kleiner Brief oder bedrucktes Blättchen ohne die strengste Zensur die Grenze passiert.

Selbst in Rußland ist die Auswanderung nicht „organisiert“ worden. Das ist bei dem dort herrschenden System der Verspiegelung und dem Terror ganz unmöglich. Vielmehr war es der ganz elementare Ausbruch der Not, der die Tausende plötzlich im Herbst 1929 vor Moskaus Toren aus allen Teilen des Riesens Reiches zusammenführte. Wie die Vögel ohne Agitation und Organisation sich vor dem Kommen des Winters in warme Gegenden flüchten, so trieb der furchtbare Druck der Kollektivierung mit seiner Bedrohung des Familienlebens, der Kindererziehung und Glaubensfreiheit diese Kreise dazu, einen Weg ins Ausland zu suchen.

Weiter, — nicht Deutschland war es, daß seine vor hundert Jahren mal ausgewanderten Stammesbrüder zurückgerufen hatte, denn wie sollte es sie unterbringen in einem Lande, wo selbst die Wogen der Not turmhoch gehen! — Dennoch konnte und wollte es sich dem nicht entziehen, die aus Rußland Flüchtenden vorübergehend aufzunehmen und mit Speise, Kleidung und Ausrüstung für die Weiterfahrt zu versehen.

Das hat es getan und zwar unter opferwilliger Beteiligung weitester Kreise des Volkes. Daß es keinen Raum für seine treuen Söhne aus der Fremde hat, trotzdem der Osten verödet, das ist eine der erschütterndsten Tragödien unserer so schicksalsschweren Geschichte.

So sind sie denn fast alle weitergewandert nach dem Westen, hauptsächlich gen Südamerika, nach Kräften versorgt und ausgerüstet durch die alte Heimat, die sie nicht halten konnte.

Daß sie es in der neuen Welt nicht leicht haben, ist wahr. Aber das wußten sie selbst schon vor der Auswanderung. Kolonisieren ist eine entsagungsvolle und schwere Sache, die größte Opfer an Kraft, auch an Leben fordert. Und doch — wir stehen mit Hunderten und Überhundert von diesen Übersiedlern in Verbindung — Klagen klingen aus all den vielen Briefen nicht heraus. Keiner will zurück, alle danken Gott, Der sie aus diesem „Paradies des Atheismus und Kommunismus“ errettet hat.

Es ist doch bezeichnend, daß die atheïstische Zeitung keinen Brief von Mennoniten anführt, die ihre Unzufriedenheit ausdrücken, sondern mit einer geschickten Wendung einen schwedischen Brief reden läßt.

Allerdings kehrten einige um. Aber von ihnen gilt, was Johannes einmal geschrieben hat: „Sie waren nicht von uns“. — Wahrscheinlich waren es Spitzel, die von vornherein in der Absicht mitzogen, Unzufriedenheit zu stiften und für die Rückkehr zu agitieren. Man hat es mir bereits beim Besuch in den Lagern gesagt, daß solche dunklen Elemente darunter seien, die vermutlich für diesen Zweck gekauft wären.

Wer Rußland kennt, der wundert sich nicht darüber, denn so war es schon im alten Reich, daß die Polizei durch Provokateure und Spitzel arbeitete.

Genau dasselbe wird von den Mitgeschweden gelten, die um dieselbe Zeit oder kurz vorher in ihre alte Heimat zurückkehrten. Einige schon völlig dem Bolschewismus zugetane Elemente zogen mit. Den festlichen Empfang und die Fürsorge seitens der Regierung, der Kirche und des Volkes ließen sie sich gefallen. Als es dann aber hieß, arbeiten und eine neue Heimstätte schaffen, da behagte ihnen die Zucht und Mühe nicht. Sie sehnten sich zurück nach dem Lande, wo solche arbeitscheuen Elemente, die sog. „Dorfarmen“, eine gewisse Rolle spielen zur Auspionierung und Unterdrückung der „Rulaken“, d. h. der fleißigen und strebsamen Bauern. Dort wieder angekommen sind sie natürlich die großen Helden und bezeugen alles, was man von ihnen hören will.

Wahrlich, es liegt uns fern, angesichts der tieftraurigen wirtschaftlichen und sozialen Zustände bei uns in Deutschland etwa das bisher herrschende System, soweit es schuld hat, zu beschönigen oder gar zu rechtfertigen. All dieses sind Gerichte Gottes, eine Folge vieler Versäumnisse und schwe-

rer Schuld, nicht zuletzt auch ein Beweis dafür, daß unsere Kirche in der Vergangenheit und zum Teil leider noch immer in der Gegenwart versagt hat.

Aber wenn wir auf die Zustände blicken, die ein gegen göttliches und menschliches Recht tobender Atheismus „Paradies“ nennt, dann wollen wir doch noch Gott danken, und Ihn bitten: „Herr erlöse uns von diesem Übel!“ — W. L. Jach.

Was können wir für Rußland tun?

Diese Frage wird immer wieder an uns gerichtet, denn bei dem Durcheinander und den verschiedenen Mitteilungen, die aus dem Osten kommen, steht man ja immer wieder vor der Frage: Kann man überhaupt noch etwas tun? — Wir antworten auf diese Frage mit: Ja! Denn alle Türen nach Rußland sind noch nicht geschlossen. Gottes gnädige Hand läßt immer noch Möglichkeiten offen. Und solange wir etwas tun können, wollen wir etwas tun, denn wir wissen nicht, ob nicht eines Tages eine Zeit für uns kommt, wo wir uns ebenso sehnend nach Hilfe ausstrecken, wie unsere Brüder in Rußland. Es ist auch da wohl heute noch das biblische Wort von Bedeutung: „Daß dein Brot über das Wasser fahren, so wirfst du es finden nach langer Zeit“ (Pred. 11, 1).

Im Dezemberheft des vorigen Jahrganges von „Dein Reich komme“ hatten wir schon berichtet, daß man Lebensmittelpakete nach Rußland schicken kann. Unsere Lebensmittel-Verbandsabteilung arbeitete seit Dezember 1930 bis Ende Juli d. J. mit voller Kraft. Diese Möglichkeit hatte nun in den letzten zwei Monaten eine Störung erfahren, um aber jetzt um so sicherer benutzt werden zu können. Die Regierung in Rußland hat ganz offiziell die Übersendung von Lebensmittelpaketen auf bestimmten Wegen in neuer Form geordnet und zwar so, daß selbst der Zoll und die Empfangskosten in Deutschland bezahlt werden können, sodaß die Empfänger der Pakete dieselben ganz kostenlos ausgehändigt bekommen. Diese Möglichkeit möchten wir ausnützen. Sie bedeutet für die Brüder in Not natürlich eine große Erleichterung, für uns jedoch eine wesentliche Verteuerung der Unkosten, denn der Zoll ist nicht gering. Ein 5- bzw. 10 Kilo-Paket mit Reis, Speck, Grütze oder ähnlichem Inhalt kostet von etwa 12,— bis etwa 30,— Mark. Für Pakete nach Sibirien kommt noch ein kleiner Aufschlag hinzu.

Die Geldüberweisungen nach Rußland sind auch nach wie vor möglich, obwohl auch hier in den letzten Monaten Störungen vorgelegen haben. In diesen Tagen bekamen wir noch wieder eine Quittung von drüben mit der Unterschrift eines unserer Brüder über Rbl. 1570,—. Im letzten Monat ist uns auch da noch

eine günstigere Möglichkeit gegeben worden, die wir in Anspruch nehmen können. Wir haben die ersten Versuche eingeleitet.

Als wichtigsten Punkt weisen wir immer wieder hin auf die Fürbitte, insbesondere auch für unseren volksmissionarischen Dienst. In unserm Vortragsdienst stehen wir an der vordersten Kampffront gegen den Atheismus und bedürfen dazu immer wieder der Stärkung durch's Gebet. Daß dieser volksmissionarische Dienst unserer Mitarbeiter wichtig und bedeutungsvoll auch in der gegenwärtigen inneren Not unseres deutschen Volkes ist, das sehen unsere Freunde ja aus den Reise- und Dienstmitteilungen der Mitarbeiter.

P. Achenbach.

Vortragsdienst von Pastor Erhard Torinus.

Seesen a. Harz: 5.—8. Oktober (Rußlandvorträge).

Altensburg i. Thür.: 16.—18. Oktober (Rußlandvorträge).

Gößnitz i. Thür.: 19.—25. Oktober (Vertiefungsstunden).

Voraussichtliche Vortragsdienste von Missionsinspektor P. Achenbach.

Oktober 1931: Deutschland und Schweiz.

November 1931: Schweiz und Ungarn.

Januar 1932: Deutschland.

Februar 1932: Dänemark.

März 1932: Deutschland.

Die einzelnen Orte und genauen Daten stehen noch nicht fest und werden deshalb später bekanntgegeben.

Mitteilung.

Unser Erholungsheim „Gottesgabe“ wird am 30. September für den Winter geschlossen. Wer aber die Schönheit des herbstlichen und die weiße Pracht des winterlichen Harzes dennoch erleben will, der kann in den Häusern unseres Direktors Roeder, Hornstr. 36, und unseres Missionsinspektors Achenbach, Hornstr. 2, freundliche Aufnahme und angenehmen Aufenthalt finden. Beide Häuser haben, ähnlich wie Haus „Gottesgabe“, schöne Berglage mit weiten Rundblicken. Im Hause von Missionsinspektor Achenbach ist Zentralheizung vorhanden. — Preise nach Vereinbarung. Anfragen unter Angabe besonderer Wünsche richtet man an

Missionsbund „Licht im Osten“, Wernigerode / Harz,
Am großen Bleek 36.

Wichtige Neuauflage!

Die Endzeit der Völker

Der kommende Richter von Harmageddon (Von Joh. de Heer)

Dritte, erweiterte Aufl., 305 S., 6 Kartenskizzen, kart. 4 RM, Leinenbd. 4,80

In diesem Buch, das man schon anlässlich der früheren Auflagen eine „prophetische Weltgeschichte“ genannt hat, wird am Verlaufe der Geschichte die Erfüllung der biblischen Weissagungen gezeigt. Dabei werden die zukünftigen Dinge so behandelt, daß Gottes Geheimnisse nicht vergewaltigt werden. Ein Buch zur Kampfrüstung in unserer Zeit.

Verandbuchhandlung „Licht im Osten“ Wernigerode a. Harz

16 Monate in chinesischer Gefangenschaft

Von Ernst Fischele

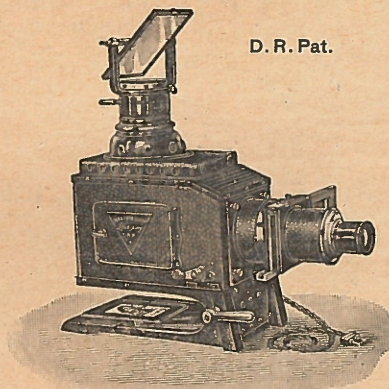
192 Seiten u. 1 Titelbild, schön kart.
2 RM, in Leinen gebunden 3 RM.

Diese Tagebuchblätter aus der Zeit vom August 1929 bis Dezember 1930 haben etwas zu berichten von den Folgen der Gottlosigkeit im Menschen- u. Volksleben, aber auch von der Kraft Gottes in allen Verhältnissen. Daneben ist das Buch auch in volkskundlicher und politischer Hinsicht sehr aufschlußreich.

Verandbuchhandlung
„Licht im Osten“
Wernigerode am Harz

NOVO- JANAX-EPIDIASKOP

D. R. Pat.



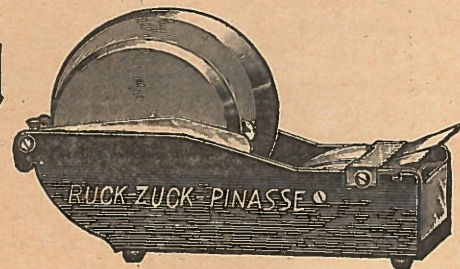
Ein ganz ausgezeichneter Bild-
werfer für Vereine und Schulen
in niedriger Preislage!
Ed. Liesegang, Düsseldorf
Liste frei! Postfach 124

Kleberrollen

für Verpackung

Caspar Nau-Hagen

Bergstraße 121



Für
dasselbe



Geld ein eigenes Heim
oder nur eine Mietwohnung?



Sechzig Mark — den Mietpreis einer Dreizimmerwohnung — zahlen Sie als Bausparer monatlich an Zinsen und Tilgung für ein schönes Eigenheim mit 3-4 Zimmer. Das Haus gehört Ihnen. Es ist eine sichere Kapitalanlage. Sie sind gleichzeitig gegen Todesfall versichert. — Wir geben unsere 4%igen, unkündbaren Tilgungsdarlehen auch zu Hypothekenablösung, Existenzgründung, Studienzwecken, Aussteuerbeschaffung. Wir arbeiten rein gemeinnützig nach einem anerkannt gerechten Zinssystem, wonach die Einlagen der Sparer hoch verzinst werden. Wir verfügen über ausgezeichnete Urteile aus christlichen und fachlichen Kreisen. Unsere Erfolge steigen ständig trotz Wirtschaftsnot. — Lesen Sie unsere Drucksachen. Sie werden feststellen, daß Sie es mit einem grundsoliden, in christlichem Geist geführten Unternehmen zu tun haben. Verlangen Sie Prospekt Nr. 6

Bisherige Leistung: 5 Millionen Rm. an 377 Sparer

Vertrauenswürdige Mitarbeiter gesucht



CCN Bausparkasse Leonberg-Württ.
Credilgenossenschaft des christlichen Notbundes zur gegenseitigen Hilfe e. G. m. b. H.



**Der Tag
wird kommen!**

an dem auch Sie es einsehen, wie vorteilhaft für Sie der Einkauf bei uns ist

Extra-Angebot!

961 Blumen-Damast mit prachtv. eingewebten Mustern, pr. Qual. 80 cm br. **84,-**
962 Blumen-Damast, gleiche Qualität jedoch in 130 cm br. **1.25**
308 Frottier-Handtuch, geblumt, erstklassig 45 cm br. **65,-**

Bei Bestellung ab 20.— Mk. eine Tischdecke gratis!
Verlangen Sie unsere Preisliste

Textilmanufaktur Haagen

Wilhelm Schöpflin, Haagen 272 A Baden

von Wilhelmsche Universitäts-Druckerei Otto Lindt G.m.b.H. in Gießen.